

(Ursprünglich erschienen in eco-Verlag Zürich 1982, inzwischen vergriffen)

François Höpflinger

Silvans Reise. Ein satirischer Zukunftsroman

1. Teil: Die Stadt der Gnomen

Prolog

„Nach dem Zusammenbruch folgte eine geschichtslose Zeit von Chaos und Unordnung. Die Staaten zerfielen, und herumstreichende Banken verbreiteten Furcht und Schrecken über weite Gegenden Europas. Erst hundert Jahre nach dem Grossen Zusammenbruch entstanden allmählich wieder feste Gemeinschaften, die sich zuerst im Süden und Westen Europas zu staatlichen Gebilden zusammenschlossen und bald daran gingen, ihre Interessen auch auf den wilden Alpenraum auszudehnen. In dieser Zeit begannen auch in unserem Land Bestrebungen, die zersplitterten Gruppen zu sammeln und neu zu vereinen. Als dann die Bedrohung aus dem Westen aktuell wurde, begannen die Bündnisverhandlungen Gestalt anzunehmen. Es begann die Periode der Ersten Tagsatzung.“
aus der Münchensteiner Chronik

„Kirche und Partei des Südens waren lange Zeit ausschliesslich mit dem Aufbau der Neuen Ordnung beschäftigt gewesen. So blieb der Norden weiterhin unbekannte Wildnis. Erst am Zwölften Volkskongress wurde beschlossen, sich vermehrt um die Gebiete nördlich der Alpen zu kümmern und die notwendige Entwicklungsarbeit auf sich zu nehmen. Bald darauf schickte das Parteisekretariat die ersten Missionen über die Alpen, deren Berichte es der Partei dann erlaubten, dem Dreizehnten Volkskongress das Programm ‚Solidarische Entwicklungshilfe‘ vorzulegen und verabschieden zu lassen.“
aus: Einzig offizielle Chronik der Partei des Südens

Dies ist die Geschichte von Silvan, dem Politiker und Diplomaten aus Bologna, der als erster die Alpen bezwang und sich bis zum Rhein durchschlug, wo er nach langer und gefährlicher Reise durch die Schweiz die Stadt der Archivare entdeckte.

Absturz in den Bergen

Andreas stiess sich ab. Sein Hängegleiter begann ihn über eine mit Altschnee bedeckte Wiese zu tragen. Seine Schwester kehrte ins Haus zurück, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass Andreas den Gleiter auch diesmal sicher zu steuern wusste. Der vom Tal aufsteigende, feuchtkalte Wind trug ihn rasch empor. Die aneinander gedrängten Häuser des Dorfes Fanas blieben zurück, und er trieb über teils graugrüne, teils noch verschneite Wiesen. Die Frühlingssonne der letzten Tage hatte Wiesen und Wälder rund ums Dorf weitgehend vom Schnee gereinigt. Die Berge, aber auch die Schattenregionen im Tal, waren dagegen weiterhin fest verschneit.

Er hatte nun an die 20 Meter Höhe gewonnen, und der Boden schien weiter zu sinken. Andreas war glücklich, nach langen Wintertagen wieder seinen Gleiter steuern zu dürfen. Obwohl noch immer mit scharfen, kalten Böen zu rechnen war, hatte er sich anboten, ins Tal, nach Grösch, zu fliegen. Wie immer um diese Jahreszeit waren erste Kräuter und neues Melkfett einzukaufen; bescheidene Geschäfte eines sonst autarken Haushalts.

Unten, bei einem der Ställe, starrten der Platz-Kaspar und die Trögli-Sabine zu ihm herauf, mit der Miene von Leuten, die ihre Skepsis gegenüber der wagemutigen und leichtsinnigen Jugend nicht verbargen. Doch ihre Skepsis kümmerte Andreas wenig. Sollten sie doch im Dorf weiter gegen die Hängegleiter wettern und weiterhin jedem, der es hören wollte, die Geschichte jenes unglückseligen Burschen erzählen, der vor bald fünfzig Jahren zu Tode gestürzt war. Er würde sich das Privileg, über die Häuser hinweg ins Tal zu fliegen, nicht nehmen lassen. Im ganzen Tal gab es nur noch wenige Gleiter. Jeder wurde sorgfältig gepflegt und von Generation zu Generation weiter vererbt. Sein Vater, zum Gleiten selber zu dick geworden, hatte ihm den Hängegleiter zu seinem zwanzigsten Geburtstag geschenkt und ihn tagelang in die alten Geheimnisse des Fliegens eingeführt. Seither genoss Andreas jene Sonderstellung, die sich aus der offenen Skepsis der Alten und dem Neid der Jungen zusammensetzte.

Andreas überflog eine der halb überwachsenen Ruinen – frühere Ferienhäuser von Unterländern, munkelten alte Dörfler –, als er linkerhand ein unregelmässiges Knattern vernahm. Das Knattern wurde lauter. Eine leichte Drehung des Gleiters liess ihn ein zweites, langgestrecktes Luftfahrzeug erkennen, dahinter eine vom Wind zerzauste schwarze Rauchfahne. Er wusste, dies war eine jener fast schon legendären Flugmaschinen, wie sie in den alten Büchern erwähnt wurden. Schon vor einigen Jahren hatte er eine davon beobachten können. Er war mit seinem Vater und seiner Schwester am Heuen gewesen, als eines dieser Dinge von Küblis in Richtung Klus flog. Sie hatten gewunken, ohne dass irgendwelche Reaktion erfolgt wäre.

Nun erhielt er Gelegenheit, sich eine solche Flugmaschine – eine ‚Teufelskarre‘, hatte die Plagaur-Annie gemeint – näher anzusehen. Er steuerte seinen Gleiter in ihre Richtung und bemerkte, dass das Knattern der Maschine bald lauter, bald leiser wurde, zeitweise aussetzte, um dann doch wieder anzuhören.

Als Andreas nahe genug herangeflogen war, um deutlich zwei Gestalten zu erkennen, setzte das Knattern aus. Die Flugmaschine begann zu sinken. Die beiden Gestalten winkten einander erregt zu. Plötzlich erfasste eine Böe das Gerät. Es drehte sich, begann zu strudeln, um unvermittelt fast senkrecht abzufallen. Die Flugmaschine mit ihren zwei Gestalten verschwand hinter einem kleinen Hügel. Ausser dem Surren des Windes an seinem Gleiter war nichts mehr zu hören.

Erschrocken steuerte Andreas auf die Absturzstelle zu, nahe einem verwilderten Gehölz. Unter such sah er die zerknickten Flügel der Maschine, daneben zwei reglose Gestalten. Er liess sich sinken, landete und stieg aus den Haltebügeln seines Gleiters. Gleichzeitig eilte aufgeregt der Mühli-Ueli herbei.

„Hast Du's auch gesehen?“ stiess er hervor. „Na klar, sonst wäre ich nicht gelandet, Du Nerventöter“, rief ihm Andreas zu.

Gemeinsam stapften sie zur Absturzstelle. Beide Gestalten, zwei Männer, lagen immer noch reglos, schlammverspritzt. Der eine, ein kleiner, dünner Mann mit fettem Bart, lag mit zerquetschtem Bein und unnatürlich nach hinten gedrehtem Hals, in der rechten Hand einen Teil des Steuerungsseils. „Genickbruch, da ist nichts mehr zu machen“, meinte Mühli-Ueli fachmännisch. „So hat es letztes Jahr auch meine Lisa erwischt, meine Lieblingsgeiss.“ Andreas, vom Tod des einen Fremden unbeeindruckt, sah sich nach dem zweiten Mann um. Es war ein hagerer Mann mit dunkelbrauner Haut, das schnurrbärtige Gesicht mit Schlamm und Blut verschmiert. Er bewegte sich kaum merklich.

Inzwischen waren weitere Leute zur Absturzstelle vorgestossen, darunter Vieh-Kurtli, Milchführer des Dorfes, der auch als Viehdoktor einen nicht unbeträchtlichen Ruf zu wahren wusste. Er begann wie selbstverständlich damit, den Verletzten zu untersuchen, klopfte ihm den Brustkorb ab, drehte Arme und Beine, so wie er es bei Tieren gewohnt war.

Andreas sah, dass für ihn weiter nichts zu tun blieb. So schlenderte er zur Flugmaschine: Sie war ebenso wie sein Hängegleiter aus leichten Alu-Stäben, Schnüren und wasserdichtem Tuch konstruiert. Fasziniert war er vor allem vom Motor: schwarzglänzend, schwer und mit verschiedenen rätselhaften Ein- und Ausbuchtungen. So viel Metall an einem Stück hatte er bisher noch nie gesehen. Am liebsten hätte er den Motor für sich behalten, um ihn Stück für Stück auseinander zu nehmen und wieder zusammen zu setzen. Doch er wusste, dass dieses wertvolle Stück dem ganzen Dorf gehörte und dem Schmied dazu dienen würde, das Dorf mit neuen Messern und Sensen auszurüsten.

Rasch und ohne viel Diskussion hatten die Männer aus dem Dorf alles Notwendige organisiert. Der verletzte, immer noch bewusstlose Fremde wurde sorgsam in Decken eingewickelt und auf einer Bahre ins Dorf getragen. Es seien keine schlimmen Verletzungen, nur ein gebrochener Arm und eine kleinere Blutung am Hinterkopf, meinte Vieh-Kurtli selbstsicher. Auch der Tote wurde – nachdem seine Kleider gründlich durchsucht worden waren – weggetragen. Ausser einigen Goldmünzen, einem kleinen, mit Glasperlen verzierten Revolver und einigen Papieren in fremder Schrift fand sich nichts. Der Mühli-Ueli, praktisch veranlagt, nahm den Abtransport des Flugmotors in die Hand.

„Dass keiner es irgendeinem aus den anderen Dörfern erzählt“, warnte er lachend. „Wer zuerst kommt, mäht zuerst.“

Als der letzte Teil der Flugmaschine, mitsamt dem wertvollen Wachstuch, ins Dorf getragen wurde, verliess auch Andreas den Unglücksort, nicht ohne heimlich einen im Schlamm versteckten Kompass an sich zu nehmen. Erneut nahm er seinen Hängegleiter in die Hand, stiess sich kräftig ab und flog weiter ins Tal hinunter. Die Sonne hatte unterdessen die Wolken weiter in Richtung Klus getrieben. Auch der Talboden, das Dorf Grüşch und die vom Schmelzwasser aufgeschwollene Landquart wurden von der Sonne beleuchtet. Selbst die schwarzgebrannten Reste der Holzfabrik wirkten im Sonnenlicht leicht und gelöst.

Andreas überflog die ersten Häuser von Grüşch, liess sich hinab sinken und landete sicher beim ehemaligen Bahnhofgebäude, nun ein talbekanntes Kräutergeschäft. Einige spielende Kinder bewunderten seinen Hängegleiter, insbesondere die mit kräftigen Farben gemalten Adler an den beiden Flügeln. Lächelnd liess er sich die Bewunderung gefallen, bevor er den Gleiter auseinander nahm und sorgsam zu einem langen Paket verschnürte. Dann betrat er den Kräuterladen, wo ihn die kleine, flinke Frau des Kräuter-Hannes begrüusste.

„Wie geht's bei Euch in Fanas? Nun ist der Winter hoffentlich ganz vorbei. Bei Euch oben ist – so habe ich läuten hören – eine Flugmaschine abgestürzt. Ja, wer sich in Gefahr begibt! Nicht ganz bei Trost, mit solch gebrechlichen Kisten herumzukurven. Früher, so wird erzählt,

sei unser Tal gar oft von fliegenden Maschinen überquert worden. Gross wie Häuser seien sie gewesen. Wer's glaubt, der glaubt's. Fliegende Häuser, so ein Ammenmärchen.

Doch, Andi, erzähle. Von wo kam die abgestürzte Maschine? Ah, Ihr wisst es selbst noch nicht. Was einer tot und der andere bewusstlos? Mein Gott. Ach ja, Du kommst wegen den Kräutern und dem Melkfett..."

Nachdem Andreas keine weiteren Neuigkeiten mehr zu entlocken war, konnte er gehen. Noch bevor er Grüşch verlassen und den Aufstieg zu seinem Dorf begonnen hatte, war die Neuigkeit vom Absturz schon im ganzen Taldorf verbreitet, und innerhalb eines halben Tages waren fast alle Bewohner des Vorderprättigaus mit dem Geschehnis vertraut.

In Fanas oben war der immer noch bewusstlose Fremde inzwischen im schiefwinklig gebauten Haus einer vor wenigen Tagen verstorbenen Witwfrau einquartiert worden, direkt neben dem Haus, in dem Andreas mit seinem Vater und seiner Schwester wohnte.

Während sich der Vieh-Kurtli mit wachsendem Selbstvertrauen um den Verletzten kümmerte, umstanden einige Bauern und Bäuerinnen das Haus und unterhielten sich leise. Die unerwartete Ankunft eines Fremden, Unbekannten, gab zu einigen misstrauischen Bemerkungen Anlass. Seit an der Klus bei der Landquart eine regelmässige Wache eingerichtet war, fühlte man sich vor fremden Banden und anderen unliebsamen Eindringlingen zwar einigermaßen geschützt. Die Dörfer des Prättigauer Tals bildeten eine geschlossene Gemeinschaft, die — abgesehen von einigen Handelsgeschäften — mit der Aussenwelt wenig Kontakte pflegte und pflegen wollte. Das plötzliche Auftauchen einer fremden Flugmaschine liess alte Bedenken wach werden, vor allem bei den Älteren. Als Kinder hatten sie immer wieder die üble Geschichte von den Soldaten zu hören bekommen: Von der Rheinebene kommend, hatten diese eines frühen Morgens das Taldorf Grüşch überfallen, Frauen vergewaltigt und Häuser geplündert. Nur das Eingreifen der Bauern aus den umliegenden Dörfern hatte damals die rasche Vertreibung der fremden Bande erlaubt. Vor allem ein Angriff von mit Stecken, Grabkreuzen und Sensen bewaffneten Frauen aus Seewis und Fanas hatte die Soldaten überrascht und sie zur Flucht über die Landquart gezwungen. Noch immer war in der Grüşcher Kirche ein von den Soldaten bei ihrer Flucht aufgegebener, verrosteter Flammenwerfer aufgestellt; Mahnmal an die Gefahren, die aus der weiten Welt ausserhalb der Talgemeinschaft drohen mochten.

Und nun war mitten aus dem Bergen erneut eine Flugmaschine aufgetaucht, zum zweiten Mal innerhalb der letzten zehn Jahre. Einige der Männer blickten zu den Bergen hinüber, die plötzlich kein unüberwindlicher Schutzwall mehr zu sein schienen.

Als Andreas — durch das Gewicht seines gebündelten Hängegleiters ins Schwitzen geraten — sein Heimatdorf Fanas erreichte, begannen die Schatten der Häuser rasch länger zu werden. Ein leichter Wind spielte mit den dunkelbraun gefärbten Fensterläden und den noch kahlen Ästen eines Birnbaums. Die dicke Oberhof-Maria trieb ihre vier abgemagerten Schafe zum Dorfbrunnen vor der Kirche. Er begann mit ihr eben ein paar Worte zu wechseln, als seine Schwester mit der Nachricht kam, der Fremde sei erwacht. Er komme aus dem Süden, aus Italien, spreche aber trotzdem deutsch. Sein Name sei Silvan und er sei — so habe er behauptet — Botschafter seines Landes. Keiner im Dorf wisse, was er damit meine. Im Übrigen solle Andreas rasch nach Hause kommen, zum Nachtessen gäbe es Malunz.

Am nächsten Morgen begleitete Andreas seine Schwester, die dem Fremden das Frühstück zubereitet hatte. Milch, Käse, Brot und etwas gedörrtes Schafffleisch. Der Fremde sass mit eingeschiemtem Arm auf einer Holzbank vor dem Haus und liess sich behaglich von der Morgensonne bescheinen. Von Schlamm und Blut gereinigt war der Fremde weniger dunkel als ihn Andreas in Erinnerung hatte. Krauses, langes Haar umrahmte ein längliches,

fast hageres Gesicht mit gerader Nase und leicht hervortretenden Backenknochen. Hellgrüne Augen standen im Gegensatz zur dunklen Haut und einem kurzen, schwarzen Schnauz.

Der Fremde begrüßte beide mit „Gott ist gross, Mohammed und Jesus seine Propheten“, den Kopf leicht nach Süden neigend. Andreas war verblüfft und reagierte erst, als ihm der Fremde die Hand entgegenstreckte: „Mein Name ist Silvan.“ „Andreas, ich wohne im Haus nebenan.“ Bedächtig und schweigend verzehrte der Fremde sein Frühstück. Andreas setzte sich neben ihn auf die Bank und schaute zu, wie er einigen hungrigen Spatzen Brotkrumen zuwarf.

Nachdem der Fremde Milch, Brot, Käse und Schafffleisch aufgegessen hatte, verneigte er sich dreimal in Richtung Süden und murmelte einige unverständliche Worte. Dann wandte er sich Andreas zu: „Wenn du Zeit hast, könntest du mir dein Dorf zeigen.“

Andreas war einverstanden, hoffte er doch, mehr über den Fremden zu erfahren. Sie verliessen die Holzbank und schlenderten die Dorfgasse hinauf auf die kleine Steinkirche mit ihrem zerbrochenen Turm zu.

„Unser Dorf hat an die zweihundert Einwohner. Dazu kommen noch einige Häuser weiter draussen, gegen Munt“, erklärte Andreas. „Die meisten sind Bauern, mit einigen Kühen, etwas Schafen, Ziegen und Hühnern. Gemüsegarten und Kartoffelacker gehören auch dazu. Die Häuser und der grösste Teil der Wiesen sowie die Alpweiden gehören dem Dorf. Wenn ein Bauer stirbt oder jemand einen Hausstand gründet, werden Vieh und Wiesen durch die Dorfversammlung neu verteilt. Dabei ist es auch schon zu Streit und Schlägereien gekommen. In diesem kleinen Holzhaus wohnt der Lehrer, der weiter unten noch einen kleinen Laden führt. Im Haus mit der geschnitzten Sonnenuhr wohnt der Schmied, seine Werkstätte ist weiter dorfaufwärts. Er arbeitet auch für die anderen Dörfer im Tal. Sein Sohn macht bei uns die schwierigen Schreinerarbeiten.“

Fremden gegenüber ist man hier eher misstrauisch. Man ist an sie nicht gewöhnt“, erwähnte Andreas, als er merkte, wie der Fremde in offensichtlicher Heimlichkeit aus Stalltüren, Fenstern und Gärten begafft wurde.

Der liess sich nichts anmerken und lenkte ab. „Ihr lebt hier recht friedlich, wenn auch primitiv. Ich frage mich nur, ob diese Abgeschlossenheit noch lange dauern wird. Habt ihr denn keine Kontakte nach aussen?“

„Von Zeit zu Zeit kommen Händler, die uns Salz, Alteisen und andere Waren verkaufen“, erwiderte Andreas. „Vor einem Jahr sind auch zwei Sänger mit Gitarren vorbeigekommen. Sie kamen aus dem Norden, einer Stadt namens Zürich. Die beiden erzählten von Dörfern mit Tausenden von Bewohnern, von Fürsten, aber auch von Streit und Kampf. Sie sangen und Lieder aus der alten Zeit. Lieder von himmelstürmenden Häusern und schweren Maschinen...“

„Es ist nutzlos, der Vergangenheit nachzutrauern. Es gilt die Zukunft zu bauen“, unterbrach ihn der Fremde brüsk.

„Wie ist es denn bei euch im Süden“, wagte Andreas dennoch zu fragen. Der Fremde wehrte ab. „Später. Lass mich jetzt allein. Ich werde dir später mehr erzählen.“

So verliess Andreas den Fremden und machte sich daran, in den Wiesen einige vom Winter beschädigte Zäune zu reparieren.

An den nächstfolgenden Tagen hatte Andreas zu viel zu tun, um sich gross um den Fremden zu kümmern. Das Heranrücken des Frühlings brachte die Dorfbewohner wieder in Bewegung. Es blieb keine Zeit, sich mit Gästen zu beschäftigen. Dem Fremden war dies recht. Er verbrachte die Tage im Haus der verstorbenen Witwe, las in Büchern, die ihm der Lehrer ausgeliehen hatte und schien irgendwelchen Gedanken nachzuhängen.

Erst am Sonntag ergab sich für Andreas die Gelegenheit, den Fremden aufzusuchen. Am Sonntagmorgen hatte er zusammen mit anderen jungen, ledigen Männern die Kirche gründlich zu säubern. So wollte es ein alter Brauch, den sich die Verheirateten einmal

ausgedacht hatten. Die noch unbeholfenen Putzversuche der Ledigen wurden von den jungen Frauen kontrolliert und mit spöttischen Zurufen bedacht. Auch der Fremde fand sich ein, um belustigt dem Treiben zuzuschauen.

Als auch die letzten Kirchenbänke gereinigt waren und die ersten Putzmänner sich heimlich wegeschlichen, winkte der Fremde Andreas zu sich. „Komm mit in mein Haus. Ich möchte dich etwas fragen.“

Andreas folgte dem Fremden und wurde in ein kleines, ungetäfeltes Zimmer geführt, das noch mit all den kleinen Erinnerungen der verstorbenen Witwe vollgestopft war. Alte Truhen, kunstvoll geflochtene Blumenzöpfe, ein verschnörkelter, halbblinder Spiegel sowie eine antike Klosettschüssel waren kunterbunt aneinandergereiht. Der Fremde zupfte an seinem schwarzen Schnauz und wandte sich Andreas zu: „Jetzt, da mein Arm zu heilen beginnt, wird es für mich langsam Zeit, weiterzureisen. Meine Mission erfordert, dass ich weiter nach Norden gehe. Weissst du, wie ich von hier am besten weiterkomme?“

Andreas zuckte verlegen mit den Schultern. „Von uns ist bisher nie jemand weit nordwärts gezogen. Hie und da gehen einige aus dem Tal zur Jagd auf wilde Hunde in die Gegend jenseits der Klus, dort wo die Landquart in einen grösseren Fluss einströmt. Dieser Fluss führt zuerst ostwärts und dann direkt gegen Norden. Aber das ganze Gebiet ist mehr oder weniger verwildert. Auch ist man nie ganz vor Überfällen sicher. Händler haben erwähnt, dass weiter flussabwärts grössere Dörfer liegen, wo Reisende bequem Unterkunft finden können. Da bisher nie jemand daran gedacht hat, das Tal zu verlassen, haben wir nicht weiter nachgefragt.“

„Es wird sich zeigen“, erwiderte der Fremde nur.

Nach einer Weile lächelte er Andreas zu und bemerkte: „Ich weiss, dass du neugierig bist, etwas von mir zu erfahren. Nun, ich werde dir einiges aus dem Süden erzählen.“ Und der Fremde begann:

„Wie ich erfahren habe, kamen meine Vorfahren auch aus dem Gebiet der Alpen in den Süden. Daher meine grünen Augen und die Kenntnis eurer Sprache. Meine Vorfahren hofften damals wohl, dem Grossen Zusammenbruch zu entgehen, kamen jedoch vom Regen in die Traufe. Auch im Süden war die alte Ordnung zusammengebrochen. Allein die Partei vermochte damals noch Reste der alten Ordnung aufrechtzuerhalten. In der Stadt Bologna gelang es meinen Vorfahren, sich der Partei anzuschliessen. Zu ihrem Glück. Sie wären sonst wie viele andere Flüchtlinge aus dem Norden untergegangen oder aufgerieben worden. Meine Vorfahren kämpften im Süden aktiv gegen die Invasion der Afrikaner. Diese Invasion, aber auch Hungernöte und Epidemien beschleunigten den raschen Zusammenbruch jeder Ordnung in weiten Teilen Italiens.

Nach und nach gelang es jedoch der Partei, die Lage wieder in den Griff zu bekommen und die Neue Ordnung einzurichten. Obwohl sich die einheimische christliche Bevölkerung und die von Süden her eingewanderten islamischen Völker zuerst heftig bekämpften, kam es unter dem Zwang der Verhältnisse allmählich zur Vermischung der verschiedenen Völker. Mit dem Konzil von Neapel – an dem mein Vater teilnahm – wurden Bibel und Koran einander endgültig gleichgestellt und die jetzt gültigen Glaubensregeln verankert. So etwa die fünfmal tägliche Reinigung mit Verneigung gegen Rom, das Verbot von Schweinefleisch oder das Dogma der Viereinigkeit, Gott, Heiliger Geist, Mohammed und Jesus.

Auch in den weltlichen Bereichen gelang – dank den Bemühungen der Partei – die Errichtung einer neuen, festen Ordnung. Vor einigen Jahrzehnten wurde durch den Historischen Kompromiss von Pisa die Regierungsgewalt aufgeteilt: in allen weltlichen Angelegenheiten ist die Partei bestimmend. Sie bestellt die Parteisekretäre und Administratoren, welche die Städte und Regionen verwalten. Ihr zugeordnet sind die Gewerkschaften und die Technikergemeinschaften, welche die Entwicklung von Technik und Wissenschaft überwachen.

Die Kirche, mit dem Iman von Rom an der Spitze, bestimmt in allen geistlichen, religiösen Fragen. Für Streitfälle ist eine Gruppe von fünf Weisen vorgesehen. Je zwei altgediente Parteigenossen und Priesterinnen sowie der Vorsitzende der Technikergemeinschaften. Ich habe selbst miterlebt, wie es diesem Gremium vor einigen Jahren gelang, den langwierigen Streit um den Heiligen Marx zu schlichten. Der Schutzpatron der Partei, Carlo Marx, wurde damals von der Kirche endgültig als Heiliger Erster Ordnung anerkannt und seine jungfräuliche Geburt als kirchliches Dogma festgeschrieben.

Der Errichtung einer stabilen Ordnung verdanken wir, dass Landwirtschaft, Handel und Gewerbe wieder aufblühen konnten. Unseren Bauleuten gelang die vollständige Restaurierung der von Bomben zerstörten Kuppel der Petersmoschee in Rom. Unseren Technikergemeinschaften gelang die Neuerfindung von Maschinen zum Weben von Stoffen, zur automatischen Kontrolle von Parteiausweisen oder zur Wiederverwertung von Abfällen. Wie du sehen konntest, bauen wir auch wieder Flugmaschinen, so wie sie in den alten Dokumenten dargestellt sind. Leider – mein Kamerad musste es mit dem Leben bezahlen – stehen wir erst am Anfang. Noch fehlen uns viele wichtige Kenntnisse.“

Der Fremde überlegte eine Weile und fragte dann unvermittelt nach den Archivaren: Wir haben gehört, dass im Norden, jenseits der Alpen, eine Gemeinschaft von Archivaren existieren sollte. Seit Jahrzehnten seien diese damit beschäftigt, das verlorengegangene Wissen der Alten Zivilisation zu sammeln und zu bewahren. Habt ihr irgendetwas über die Archivare gehört? Nein? Habe es mir fast gedacht.“

Der Fremde schwieg wieder und gab so zu verstehen, dass er allein gelassen zu werden wünschte. Andreas verabschiedete sich rasch. Er war fasziniert und in ihm begann sich der Gedanke zu regen, Selbst einmal das Tal zu verlassen und sich in der Fremde nach all den Merkwürdigkeiten umzusehen, von denen der Südländer erzählt hatte.

Beim Hinausgehen sah er Silvan aus dem Fenster blicken, in Richtung der nun noch schwach verschneiten Berghänge auf der anderen Talseite. Silvan kamen Erinnerungen an die hellen, sonnendurchfluteten Städte seiner Heimat, an offene, fröhliche Leute, so ganz anders als diese nur langsam aus ihrem Winterschlaf erwachenden, verschlossenen Dorfbewohner. Nie im Leben wäre ihm eingefallen, den Süden mit seinen vielen Freundschaften, verwirrenden Intrigen und dem raschen technischen Wiederbeginn zu verlassen. Doch eines Morgens war er zum Ersten Parteisekretär bestellt worden. Er kannte ihn schon von früher. Sie hatten dieselbe Parteifachschule besucht und gemeinsam gegen die Syndikalisten gekämpft.

Wie üblich plauderte er zuerst mit dem Ersten Parteisekretär über den harten Winter, die notwendigen Produktionsfortschritte sowie die – wie immer – schwierige Mobilisierung der Basis. Erst als sich der Sekretär des Ersten Parteisekretärs entfernt hatte, wurde das eigentliche Anliegen angesprochen. „Genosse Silvan, Ihr wisst, wie rasch sich die Situation im Westreich zugespitzt hat. Das neue Generalmanagement – unter Führung von Hauptaktionär Delonge – hat sich endgültig durchgesetzt und scheint sich von Tag zu Tag mehr zu konsolidieren. Wir haben von Plänen Kenntnis, das Westreich nach Osten auszudehnen und Italien unter Druck zu setzen, um an unsere technischen Kenntnisse zu gelangen. Dank unseren Agenten sind wir über das wechselhafte Geschehen in Frankreich recht gut im Bild.

Was uns jedoch fehlt, sind Kenntnisse über den Norden, über die Gebiete jenseits der Alpen. Wir wissen nur, dass das Gebiet in viele kleine Gemeinschaften, einzelne Dörfer und Städte, zerfallen ist. Teilweise leben die dort oben unter den primitivsten Bedingungen und dürften für jede Entwicklungshilfe von unserer Seite dankbar sein. Zusätzlich haben wir vernommen, dass im Norden seit Jahrzehnten eine Gemeinschaft von Archivaren existiert, die altes Wissen sammelt. Dafür fehlt uns allerdings bisher jede Bestätigung.“

„Ihre Aufgabe, Genosse Silvan“, hatte der Erste Parteisekretär befohlen, „ist es, nach Norden zu reisen, die Lage auszukundschaften und die Möglichkeiten für eine gezielte Entwicklungshilfe abzuschätzen. Wir dürfen es nicht zulassen, dass das ganze Gebiet vom Westreich aufgesogen wird. Ebenso brauchen wir nähere Angaben über die Archivare, sofern das Ganze nicht reine Legende ist.“

Und so musste er aus dem warmen Süden in den unwirtlichen Norden mit seinen schreckenerregenden hohen Bergen aufbrechen, zu seinem grossen Unbehagen per Flugmaschine. Sein Begleiter und Pilot – ein kaltschnäuziger Sizilianer libyscher Abstammung, der durch nichts aus der Ruhe zu bringen war – hatte ihn ausgelacht. So ein Flug, hatte er gemeint, sei für ihn ein Kinderspiel, selbst über die hoch verschneiten Bergpässe.

Sie waren doch abgestürzt. Sein Begleiter war tot, Genickbruch. Silvan war darüber nicht eigentlich unglücklich. Er war sicher, dass sein Begleiter die Aufgabe erhalten hatte, ihn bei seiner Mission zu überwachen und Kompetenzüberschreitungen zu rapportieren. Nun, dieses Problem war endgültig erledigt. Silvan begann in einem alten Buch zu blättern und versuchte die Erinnerung an den unheimlichen Flug über tief verschneite, menschenleere Bergpässe und zerklüftete Täler zu verdrängen.

In den nächsten Tagen war Andreas erneut mit Aufräumarbeiten beschäftigt. Einige der vom Winter arg zerrupften Dächer mussten geflickt werden. Er arbeitete allerdings lustlos und blickte immer wieder mürrisch zu einigen Männern hinüber, die Holzlatten zurechtschnitten. Sie und noch andere Dorfbewohner hatten dazu beigetragen, dass man ihm den Hängegleiter weggenommen hatte. Mit hämischen Hinweisen auf den Tod des fremden Fliegers war eine Schar älterer Männer in ihr Haus eingedrungen und hatte den Hängegleiter in Verwahrung genommen. Sein Vater hatte sich der Mehrheit gebeugt und nach einigem Wortwechsel klein beigegeben. Doch Andreas hatte nicht im Sinn, sich das Fliegen verbieten zu lassen. Er überlegte hin und her, wie er seinen Hängegleiter zurückbekommen könnte.

Den Fremden sah er in diesen Tagen nur von fern. Sie winkten sich dann gegenseitig zu. Im Dorf lief das Gerücht, der Fremde werde bald abreisen. Er habe sich neue Schuhe machen lassen und einen Rucksack bestellt. Recht so, war die allgemeine Meinung, er solle wieder dorthin, wo er hergekommen sei. Man sei ja schon immer gastfreundlich gewesen, doch alles habe einmal seine Grenze.

Am Donnerstagabend, beim Eindunkeln, standen die Männer und Frauen beim Dorfplatz zusammen. Ein kalter Wind liess sie eng aneinanderrücken. Sie besprachen die laufenden Angelegenheiten und die Verteilung der Arbeiten für die nächsten Tage. Als von der Dorfasse her die hagere Silhouette des Fremden sichtbar wurde. Zerbröselte die Diskussion. Die Bauern rückten unwillkürlich noch enger zusammen. Mit gespielter Gleichgültigkeit wurde das Näherkommen des Fremden beobachtet.

Der Fremde hob den unverletzten Arm und die Gespräche verstummten. „Es wird für mich Zeit, weiterzugehen. Für Pflege und Unterkunft danke ich euch. Ich erlaube mir nur noch einen Wunsch: Ich benötige jemanden, der mich auf meiner Reise begleitet.“

Der Fremde schwieg. Aus den Schulungskursen der Partei wusste er, dass bei Bauern einige knappe Dankesworte die beste Wirkung erzielten. Geschwätzigkeit und überbordende Dankbarkeit waren nie gefragt.

Die Dorfbewohner schwiegen, vom Begehren ihres Gastes überrascht und unangenehm berührt.

„Ich möchte gerne mitgehen“, meldete sich unvermutet Andreas, der sich vom Gemurmel und missbilligenden Blicken nicht stören liess. Besonders genoss er die Missbilligung jener Männer, die ihm den Hängegleiter weggenommen hatten. Sollten sie über ihn schimpfen. Bald wäre er weit weg, jenseits der Berge, die das Tal schützten und einengten. Immer wieder

hatte er sich beim Fliegen vorgestellt, wie er sein würde, mit dem Hängegleiter über die Klus hinweg zu fliegen, in fremde Gefilde, die unbekannte Wunder zu enthalten schienen. Nun würde sein unbewusster Wunsch Wirklichkeit werden, wenn sie auch zu Fuss gehen mussten.

Wie zufällig begannen sich einige der älteren Dorfbewohner um Andreas Vater zu gruppieren. Nach leisem Wortwechsel zog sich die Gruppe zurück, um zu beraten. Die restlichen Bewohner verharrten schweigend, ohne Andreas direkt anzusehen.

Nach einer geraumen Weile löste sich einer der Männer aus der beratenden Gruppe. Er teilte den anderen Dorfbewohnern mit, dass Andreas – wenn es sein fester Wunsch sei – mitgehen dürfe. Er sei dafür alt genug. Vielleicht sei es gar nicht schlecht, wenn sich jemand einmal ausserhalb des Tales umsehe. Man wisse ja nie, was sich dort draussen zusammenbrauen könne.

Dieser Gedanke fand bei den meisten Anerkennung. Nach kurzer Zeit war Andreas von Leuten umringt, die ihm Glück wünschten oder ihre Ratschläge und Warnungen noch heute loswerden wollten.

Die beiden Tage bis zur geplanten Abreise verliefen im Nu. Andreas bemerkte erstaunt, dass ihm der – vielleicht endgültige – Abschied vom Dorf leichter fiel, als er zuerst gedacht hatte.

Frühmorgens, als die meisten Dorfbewohner noch schliefen, verliessen Silvan und Andreas das Dorf, jeder einen vollbepackten Rucksack angehängt und einen dicken, mit spitzem Metallsporn bewehrten Stock in der Hand. Ein feuchter Wind liess sie frösteln. Nebel behinderte die Sicht und bald war auch das letzte Haus des Dorfes hinter dicken Nebelschwaden verschwunden. Andreas versuchte, nicht daran zu denken, dass es vielleicht lange dauern könnte, bis er sein Heimatdorf wieder erblicken würde. Es konzentrierte sich auf seine Schritte. Gefrorener Schneematsch knirschte unter jedem Schritt und widerhallte von den Tannen, die am Weg dunkelgrüne Schatten bildeten. Gegen das Tal zu wurde der Nebel dicker. Doch Andreas kannte den schmalen Fusspfad gut genug, um sich nicht zu verirren.

In Grüschen unten waren alle Fensterläden fest geschlossen. Sie begegneten keinem Menschen, nur ein Hund liess ein heiseres Bellen hören. Der Weg in Richtung Klus war gefroren, glatt und glitschig. Beide schwiegen, jeder spann seine eigenen Gedanken. Obwohl ihn der verletzte Arm immer noch leicht schmerzte, war Silvan froh, wieder unterwegs nach Norden zu sein. Diesmal zu Fuss, auf dem sicheren Erdboden. Andreas überlegte, was ihnen hinter der Klus begegnen würde. Würden sie wohl bis zu den Städten vorstossen, von denen die zwei Säger erzählt hatten und wie hatte man sich dort zu verhalten. Er würde sich einfach nach dem richten, was sein Begleiter ihm empfehlen würde. Er wusste nicht wieso, doch irgendwie vertraute er Silvan voll und ganz. In einem Tal, wo jeder jeden kannte und jeder Vertrauensbruch unweigerlich im ganzen Tal bekannt wurde, war Misstrauen so gut wie unbekannt.

Kurz vor der Klus wurden sie von den drei Männern begrüsst, die hier ihre nächtliche Wache schoben. Seit dem Überfall der Soldaten war es üblich, dass am Eingang zur Klus allnächtlich drei junge Burschen, zum Teil auch junge Frauen, Wache hielten. Auch Andreas hatte sich schon mehrmals daran beteiligt, und es war für alle Ehrensache, nicht einzuschlafen. So hatten sie denn die ganze Nacht Karten gespielt und die neuesten Informationen über die heiratsfähigen Mädchen ausgetauscht. Auch die drei Männer hatten sich die Nacht mit Kartenspielen und Würfeln um die Ohren geschlagen. Sie kauerten aneinander gedrängt um ein kleines, fast abgebranntes Feuer. Von Zeit zu Zeit warf einer der Männer einen neuen Ast hinein, so dass er für einen kurzen Augenblick wieder hell aufloderte. Andreas und Silvan wärmten sich kurze Zeit am Feuer und erzählten den drei Männern, dass sie nach Norden, zu den Städten, zu reisen planten. Alle staunten über Andreas Entschluss und konnten nur schwer begreifen, dass einer das sichere Tal gegen die

unbekannte, vielleicht gefährliche, weite Welt austauschen wollte. Als Silvan und Andreas sich wieder verabschiedeten, wünschten ihnen die Drei viel Glück und kehrten sich wieder dem Feuer zu, froh, ihre Wacht bald abgesessen zu haben.

Das Tal begann sich zu schliessen. Auf beiden Seiten wurden sie von hohen, dunklen Felsen mit hellen Eisbärten eingeschlossen, Riesen, die grinsend das Tun und Lassen von Zwergen belauerten. Vom Schneewasser aufgeschwollen, donnerte das Wasser der Landquart schmutzig gelb durch die immer enger werdende Schlucht. Hoch oben am Felsen klebten die Reste einer Burg, von der aus vor unendlichen Zeiten Wanderer überfallen und ausgeraubt worden waren. Der kleine, am Felsen angelehnte Fusspfad war vom Eiswasser schlüpfrig gerieben. Silvan sah unbehaglich auf den Fluss unter ihnen, der den Wanderern seine ungebrochene Wut entgegen brüllte. Schweigend gingen sie weiter und umgingen vorsichtig einen auf ihren Weg gefallenen Felsbrocken.

Sie waren beide froh, als sie die engste Stelle der Klus hinter sich hatten und die Schlucht sich allmählich verbreiterte. Der Nebel wurde heller und das Brausen der Landquart verklang nach und nach im Hintergrund. Die aufstrebenden Felsriesen in ihrem Rücken wurden endgültig vom Nebel verschluckt. Vor ihnen erstreckte sich ein lockerer Tannenwald, von dessen Bäumen ganz leicht Schnee rieselte. Doch noch immer blieb das Grün der Tannen im Halbdunkel des Nebels eingehüllt. Einige Vögel versuchten ein erstes morgendliches Gezwitscher, und in der Ferne liess sich Hundegebell vernehmen. „Rudel von wilden Hunden“, meinte Andreas: „Sie sind zwar leicht zu jagen, doch ihr Fleisch ist recht zäh und nur nach langem Kochen schmackhaft.“ Silvan konnte sich für den Genuss von Hundefleisch nicht begeistern, und so verzichtete Andreas darauf, ihm das Rezept für einen gut gewürzten Hundebraten mitzuteilen.

Plötzlich blieb er verblüfft stehen. Der Wald wurde von einer riesigen, mit kleinen Gebüsch und jungen Bäumen überwachsenen Schneise durchbrochen. Soweit ihnen der helle Nebel zu sehen erlaubte, erschien der Wald in beiden Richtungen schnurgerade abgeschnitten. Zwischen den Gebüsch und den kaum mannshohen Bäumen wurden graue Steinplatten sichtbar, halb überwuchert und vielfältig vom Wurzelwerk der Pflanzen durchbrochen.

„Hier verlief früher eine weite Strasse“, vermutete Silvan, der sich aus der Heimat an ähnliche Schneisen zu erinnern vermochte.

Da die ehemalige Strasse direkt nach Nordwesten führte, folgten sie ihr und wanderten über geborstene Steinplatten hinweg.

Gegen den späteren Nachmittag wurde es kühler. Die Wolken verdichteten sich und es sah aus, als ob es bald schneien würde. Es wurde langsam dunkler, als Silvan und Andreas ein weites Ruinenfeld erreichten, ein zerfallenes, von Gebüsch besetztes Dorf. Stein für Stein standen brüchige, rostdurchzogene Mauern. Teile von Fenstern und Türen gähnten melancholisch im düsteren Abendlicht. Dazwischen junge Bäume, die ihre noch nackten Äste siegesgewiss über geborstene Mauerreste streckten. Eine Schar Krähen flog von einem am Boden liegenden Kaminrest auf, voller Empörung, die unheimlichen Menschen könnten zurückkommen und sich in ihrem Dorf einnisten. Auf einem kleinen Platz lag ein viereckiger Steinbrunnen, vollgefüllt mit nassen Blättern. Einige Ameisen krabbelten über den Brunnenrand und umgingen die Nase eines eingemeisselten Frauengesichts. Weiter hinten lagen die Reste einer kleinen Kirche, nur an einigen spitz auslaufenden Fensteröffnungen erkennbar. Andreas blickte unbehaglich zu einer vom Efeu niedergerungenen Mauer. Würde sein Heimatdorf später einmal ebenso leer und verwildert daliegen? Er blickte zu Silvan, doch der schien unbeeindruckt und ging rasch weiter, ohne sich umzusehen.

Das Gebell von Hunden widerhallte zwischen den Mauern. Das Gebell wurde lauter. Aus dem dunklen Schatten der Gemäuer lösten sich die Gestalten von Hunden. Die beiden

Reisenden sahen sich am Ende einer engen Gasse einem ganzen Rudel struppiger, magerer Köter gegenüber. Sie kamen knurrend näher, blieben unschlüssig stehen, als sich Silvan mit einem scharfkantigen Stein bewaffnete. Irgendwie hatten sie sich immer noch einen Rest der alten Furcht vor den Menschen bewahrt. Doch nun waren sie frei, ungebunden und den Zweibeinern in ihrer wilden Kraft überlegen. Einer der Hunde begann sich mit den Hinterbeinen zu kratzen, die anderen taten es ihm gleich. Andreas konnte die Flöhe in ihren ruppigen, langen Haaren direkt hüpfen sehen. Von hungrigen Hundefäulnis unverschieden beängstigt, zogen sich die beiden Menschen langsam, Schritt für Schritt, zurück. Die Hunde merkten, dass sie diesmal die Stärkeren waren und stiessen langsam vor. Einer der hinteren Hunde versuchte sich vorzudrängen, doch die vorderen bissen zurück.

Die kurze Rauferei um Rangplätze gab den beiden Zeit, sich nach einem Fluchtweg umzusehen. Andreas hatte etwas entdeckt und winkte Silvan zu einer halbverschütteten Tür, die in einen dunklen Keller führte. Rasch traten sie ein, indem Silvan einen aggressiven Hund mit seinem Stock abwehrte. Während draussen die Meute unschlüssig stehen blieb, verschlossen sie rasch die Eingangstür mit einigen Betonpflocken. Silvan sah sich um, sie befanden sich in einer kleinen, viereckigen Betonkammer. Es war feucht, und ein modrig-süßlicher Geruch von faulendem Holz und pilzigem Gewächs wehte ihnen entgegen. Doch waren sie wenigstens vor den wilden Hunden vorläufig sicher. Sie hörten sie draussen winseln und am Eingang herumschnüffeln, doch die Hunde wussten von unzähligen Kaninchenjagden her, dass hier nur geduldiges Warten helfen konnte.

Silvan und Andreas setzten sich an einer trockenen Stelle auf den Boden und assen etwas Brot und Dörrfleisch. Es war dunkel, auch der letzte Lichtschimmer war verschwunden. Sie wickelten sich fest in Decken und versuchten einzuschlafen. Das Winseln der Hunde und mal leiser, mal lauter tönendes Gebell begleiteten sie in ihrem feuchtkalten Schlaf.

Als Andreas wieder erwachte, war es vollständig dunkel, die Luft dumpf und kalt. Panik wollte aufbrechen, doch vermochte er sich rechtzeitig zu erinnern, wo sie sich befanden. Seine Glieder waren kalt, sein Rücken vom harten Betonboden steif. Undeutlich stiegen einige letzte Erinnerungen an einen Traum von riesigen Hunden empor, Hunde, die eine helle, grüne Ruinenwelt durchstreifen, auf der Jagd nach den letzten überlebenden Menschen. Andreas lag still im Dunkeln, bis allmählich ein heller Streifen Licht in die Kammer fiel. Da erwachte auch Silvan, ihm war ebenfalls kalt. In der engen Kammer hüpfte er auf und ab, liess Arme und Beine kreisen, um sich wieder zu erwärmen.

Nach einem kargen Frühstück – Nüsse und kalter Tee – öffneten sie gemeinsam den Eingang und schoben mit vereinten Kräften halbgefrorene Betonpflocke beiseite. Draussen lag leichter, weisser Flaum. Es hatte während der Nacht geschneit. Spuren zeigten, dass die Hunde weiterhin in der Nähe waren. Sie hatten denn auch kaum die Kammer verlassen, als ihnen ein Rudel von gegen zehn Hunden entgegen rannte. Es waren wieder dieselben mageren Hunde mit langen Schnauzen und verfilztem Pelz. Sie kamen knurrend näher, vorsichtig, doch noch hungriger als gestern. Einer setzte plötzlich von hinten zum Sprung an. Silvan hob rasch seine Pistole. Ein lauter Knall und einer der Hunde lag zitternd am Boden. Blut sickerte aus seiner Flanke. Erschrocken wichen die anderen Tiere einige Schritte zurück, um sich dann, miteinander raufend, auf den verletzten Hund zu stürzen.

Die beiden Menschen verliessen unbehelligt das Ruinenfeld. Sie mussten sich einige Zeit durch verwildertes, schneenasses Gras weiterkämpfen, bevor sie wieder auf einen kleinen Fusspfad gelangten. Von der letzten ungemütlichen Nacht immer noch benommen, wanderten sie schweigend nebeneinander. Allmählich wurde es wärmer und die Sonne vertrieb die Wolken. Andreas begann die Reise wieder zu geniessen. Es war herrlich, durch eine wilde Gegend zu streifen, in der man nicht bei jedem zweiten Schritt einen Nachbarn zu grüssen hatte. Silvan dagegen war schlecht gelaunt, er hasste diese menschenleeren, kalten Gegenden,

wo sich selbst die Hunde als üble Feinde entpuppen konnten. Viel lieber hätte er sich in der verwirrenden, lebendigen Wildnis einer Stadt herumgetrieben.

Kurz vor Mittag traten den beiden Reisenden plötzlich drei Männer entgegen, in rot blaue Lumpen und durchlöchernte Plastikpellerinen gekleidet. Jeder hielt einen Speer in der Hand und sie spitzten ihre Lippen zu einem unverfrorenen Grinsen. Einer hielt einen schmutzigen, schwarzen Wolfshund an einem Strick.

Die drei Gestalten versuchten sich einen selbstsicheren, unüberwindbaren Eindruck zu geben. Ihr höhnisches Grinsen zeigte jedoch, dass sie sich vor jedem Zahnarzt zutiefst zu fürchten schienen. Sie schwenkten wie wild ihre Speere und der Wolfshund begann auf Befehl zu knurren und am Strick zu reissen. Der Anführer – ein vom Alkohol aufgeschwemmter Typ mit spitzer, roter Nase und dicken Lippen – versuchte den beiden Reisenden klar zu machen, sie sollten ihre Rucksäcke abgeben. Silvan tat, als ob er nichts verstehe und hiess Andreas durch eine kleine Handbewegung, ihm den Rücken abzusichern. Die drei Männer schwenkten ihre Speere noch wilder, der Anführer biss drohend auf die Lippen und liess den Wolfshund heftiger knurren. Silvan reagierte nicht. Darauf kam einer der Männer näher und streckte ihnen eine schmutzig braune Hand entgegen. Da liess Silvan seine Pistole aufblitzen. Der Mann blieb erstaunt stehen, ging einen Schritt zurück und schaute ratlos zum Aufgeschwemmten zurück. Der grinste noch breiter und liess den Hund los, der sofort Silvan anzuspringen versuchte. Es knallte und der Hund knickte zur Seite. Er röchelte noch leise und bewegte krampfhaft alle vier Beine. Die drei Gestalten erstarrten und das breite Grinsen machte Erschrecken Platz. Langsam wichen sie zurück, fluchend und ihre Speere an sich gepresst. Silvan drohte nochmals mit der Pistole. Die drei Männer verschwanden fluchtartig hinter einem Gebüsch, den sterbenden Hund zurücklassend.

Sorgfältig nach allen Seiten beobachtend, gingen Silvan und Andreas weiter. Es liess sich niemand mehr blicken. Andreas hatte jedoch das unangenehme Gefühl, sie würden belauert. Silvan war der festen Ansicht, dass die drei Männer sie nicht mehr angreifen würden. Sie hätten wohl begriffen, dass sie eindeutig unterlegen waren. Er klopfte beruhigend auf seine wieder gefüllte Pistole. Zuverlässige Handarbeit aus dem Süden. Andreas fühlte sich jedoch erst wieder sicher, als sie das steinige Ufer eines breiten Flusses erreichten.

„Das muss der Rhein sein. Wenn wir dem Ufer entlang gehen, kommen wir in weniger wilde Gegenden“, meinte Andreas.

Er hatte recht, allmählich veränderte sich die Landschaft. Anstelle von wild wuchernden Gebüschern traten Wiesen und Äcker. In der Ferne wurden geduckte Bauernhäuser sichtbar und am gegenüberliegenden Ufer winkte ihnen ein kleiner Junge zu, der seine Schweine zur Tränke trieb.

Sie kamen zu einer hoch über den Fluss führenden Steinbrücke, die in der Mitte eingestürzt war. Einige zusammengeschnürte Holzbretter erlaubten es, den Fluss zu überqueren. Silvan betrachtete zweifelnd die behelfsmässig eingerichteten Bretter. Die Brücke war überall von breiten Sprüngen durchzogen. Faustgrosse Löcher erlaubten den Blick in die Tiefe. An der Abbruchstelle stiegen sie vorsichtig auf die leicht schwankenden Bretter. Sie schienen zu tragen und so überquerte zuerst Andreas auf allen vieren die Bruchstelle. Unter ihm schwemmte der braungelbe Fluss dicke Äste heran. Auf der anderen Seite angekommen, winkte Andreas Silvan zu, der sich ebenfalls auf allen vieren über die Bretter schob. Solche Abenteuer lagen ihm nicht und er bemühte sich, nicht in die Tiefe zu blicken.

Auf der anderen Seite des Rheins waren einige Bauern bei der Arbeit. Von einem schwerfälligen Ochsen gezogen, zeichnete ein Pflug schurgerade Linien und weiter hinten zerkleinerten Frauen und Kinder die umgebrochene Erde. Ein breiter, sauber gestampfter Weg führte zu einem grösseren Dorf, das sich aus einem kuriosen Gemisch von alt und neu zusammensetzte. Neben mehrfach geflickten alten Steinhäusern mit halb zugepflasterten Fensterfronten standen mehrstöckige Holzhäuser, aber auch kleine Hütten. In den Gassen

begegneten sie Frauen, Männern und Kindern, alle einheitlich in grüne, grobe Leintücher eingehüllt. Sie nahmen von den zwei Reisenden keine Notiz. Plötzlich verschwanden alle wie auf Befehl in den Hauseingängen. Vier von Fuss bis Kopf schwarz gekleidete Soldaten mit langen Spiessen und Pistolen patrouillierten durch die Gasse. Die Dorfbewohner blickten ihnen aus den Hauseingängen mit ängstlich zornigen Gesichtern entgegen und wichen den scharfen Blicken der Soldaten aus. Auch die vier Soldaten nahmen von den zwei Reisenden keine Notiz und patrouillierten festen Schrittes weiter. Kaum waren die vier Schwarzen um die Ecke verschwunden, nahm auf der Gasse das gewohnte Leben wieder seinen Lauf.

Silvan fragte einen kleinen, ebenfalls grün gekleideten Jungen, der gerade eine räudige Katze mit Kieselsteinen bewarf, nach einem Gasthof. Der Junge wies stumm auf eine der nächsten Gassen und beschäftigte sich wieder mit der Katze. Sie folgten seinem Fingerzeig und fanden nach einigen Schritten ein hochaufgeschossenes, schmales Wirtshaus. „Zum schwarzen Eber“ stand auf einer mit grellen Farben bemalten Tafel.

Die Wirtsstube erwies sich als rauchig verdunkelter Raum mit sechs Reihen langer Holztische. An der Wand waren zur Dekoration alte Plastikflaschen aneinander gereiht, einige davon blasig verbrannt. Der Wirt war ein schwerer Mann mit behaarten Händen und feuchtglänzender Glatze über seinem rosigen Gesicht. Er schielte. Das eine Auge blickte lustig nach links, das andere in ungebrochener Wildheit nach rechts. Sein wildes Auge musterte sie. Wie er hörte, dass sie übernachten wollten, wendete er ihnen sein zweites, lustiges Auge zu. Er führte sie über eine schmutzige Treppe ins Obergeschoss. Das Gästezimmer war bescheiden eingerichtet: zwei schmale Betten, ein grob zusammengefügtter Tisch und ein dreibeiniger Stuhl mit Kunststofflehne. An der Wand hing das farbenprächtige Gemälde eines röhrenden Hirsches. Silvan nickte zufrieden. Zimmer und Bett wirkten sauber und gepflegt. Mehr konnte man hier nicht erwarten.

Nachdem Silvan seinen Anzug gebürstet und Andreas seinen beginnenden Wildwuchs zu einem kleinen, kecken Schnäuzchen zurechtgestutzt hatte, gingen sie wieder in die Wirtsstube. Beide waren hungrig und freuten sich auf ein warmes Essen.

Die Wirtsstube war von Lärm erfüllt, der abrupt aussetzte, als sie die Treppe hinabstiegen. Ein Dutzend grüngekleideter Dorfbewohner sass an einem langen Tisch, helles Gebräu aus hohen Gläsern nippend. Mitten unter ihnen sass der Wirt. Sein wildes Auge blickte kurz auf sie. Auch die anderen warfen ihnen misstrauische Blicke zu, um sich dann wieder dem Wirt zuzukehren. Flüsternd wurde diskutiert, mit geballten Fäusten und leisem Fluchen.

Silvan und Andreas setzten sich in einer Ecke an einen leeren Tisch. Ein rothaariges Mädchen brachte ihnen ihr Nachtessen: körniges Brot und eine aufgewärmte, fettige, doch schmackhafte Gerstensuppe, in der kleine Wursträder schwammen. Sie assen schweigend, von den anderen Gästen hin und wieder beobachtet. Sie waren beide müde und froh darüber, diese Nacht in anständigen Betten verbringen zu können.

Während Silvan noch den Wirt heranwinkte, um ihn nach dem weiteren Weg zu fragen, ging Andreas schon auf ihr Zimmer und legte sich angekleidet aufs Bett. Bald schlief er traumlos und hörte nichts mehr vom erregten Gemurmel in der Wirtsstube unten.

Als Andreas am Morgen erwachte, hatte sich Silvan schon fertig rasiert. Andreas wollte sich eben erheben, da wurden von ihrer Türe Schritte laut. Die Tür wurde mit lautem Knall geöffnet und sie sahen sich vier schussbereiten, schwarzgekleideten Soldaten gegenüber.

„Ihr Beiden, mitkommen!“ bellten sie unfreundlich. Ehe sie sich versahen, wurden sie von groben Händen gepackt und die Treppe hinunter gestossen. In der Wirtsstube standen weitere Soldaten und starrten ausdruckslos an die Decke, wo ein paar Fliegen schwerfällig herumkrabbelten. Einige Dorfbewohner, darunter der Wirt, standen in einer Ecke, mit Lederstricken aneinandergefesselt. Das Gesicht des Wirts war blutverschmiert. Seine Augen blickten beide wild und bedrückt nach links wie nach rechts. Am Boden lagen einige

umgestürzte Stühle, und aus einer umgekippten Flasche gluckste heller Schnaps über den Fussboden.

„So, da hätten wir die Verschwörer beisammen. Auf geht’s!“ brüllte der Anführer der Soldaten, ein dürrer, junger Mann mit eitlem Gesicht und strähnigen Haaren. In der rechten Hand hielt er eine lange Pistole, mit der er den Gefangenen vor dem Gesicht herumfuchtelte. „Auf geht’s!“ brüllte er nochmals, und die herumstehenden Soldaten beeilten sich, ihre Gefangenen aus dem Wirtshaus zu treiben. Im Eilschritt wurden sie durch die Gassen gestossen, von den schwarzen Soldaten eng umringt. Hinter den Fenstern der Häuser duckten sich ängstlich einige Frauen und Kinder. Andreas stolperte und erhielt einen harten Schlag in den Rücken. Er wandte sich um, doch der neben ihm laufende Soldat sah ihn nur drohend an und hob seine Lanze. Von ihrem Anführer nervös angetrieben, schleppten die Soldaten ihre Gefangenen durch eine verwirrende Zahl von Gassen. Andreas versuchte sich zu Silvan heranzutasten, der weiter vorne vorwärtsgedrängt wurde. Doch zwischen ihm und Silvan trippelten zwei kleine Dorfbewohner, die den Kopf gesenkt hielten und sich nicht in ein Gespräch einlassen wollten. So blieb Andreas nichts anderes übrig, als abzuwarten, wohin die Soldaten sie zu bringen gedachten.

Am Ende einer langen, engen Gasse flogen plötzlich aus allen Richtungen handgrosse Steine auf die überraschten Soldaten. Mit Geschrei stürzten sich Grüngekleidete auf die Schwarzen. Der Wirt und die anderen Gefesselten flohen rasch in einen nahen Hauseingang, wo man sie von den Lederstricken befreite. Auch die Soldaten zögerten nicht lange und versuchten rennend, dem Steinhagel zu entkommen. Nur ihr dürrer Anführer suchte seine Ehre mit der Pistole zu retten. Doch noch bevor er feuern konnte, wurde er von hinten niedergeschlagen. Er und noch zwei weitere Soldaten sanken zu Boden, ohne sich nochmals zu rühren.

Bevor Andreas sich von der ersten Überraschung erholt hatte, lag die Gasse wieder ruhig und verlassen, nur der Dürre und zwei weitere Soldaten lagen noch immer reglos hingestreckt. Am Boden lag auch Silvan, von einem Stein schwer am verletzten Arm getroffen. Andreas stützte ihn und schleppte ihn in den nächsten Hauseingang.

Alles blieb weiterhin ruhig. Nur in der Ferne waren Geschrei und einige Schüsse zu hören. Silvan zitterte. Sein kaum ausgeheilte Arm war erneut gebrochen. Notdürftig banden sie den Arm ein und schlichen sich dann vorsichtig weiter, um einen Weg aus dem Dorf zu suchen.

Ein aufgeregte vorbeispringender Junge rief ihnen zu, sich am Sturm auf das Schloss zu beteiligen. Doch beide hatten nur den Wunsch, dieses verdammte Dorf mitsamt seinen Kämpfen möglichst unbehelligt zu verlassen. Wie primitiv, dachte Silvan, Konflikte mit Gewalt zu lösen. Da war noch manche Entwicklungshilfe zu leisten.

Weiter vorne, auf einem Dorfplatz, sahen sie weitere Kämpfe zwischen schwarzbekleideten Soldaten und den grüengekleideten Einwohnern. Verschiedene Soldaten, aber auch Dorfbewohner, lagen hingestreckt am Boden, einige versuchten, sich an den Rand des Platzes zu ziehen. Eine Gruppe von Frauen ging rasch zu den verwundeten Dorfbewohnern und schleppte sie in die umstehenden Häuser, die hingestreckten Soldaten liessen sie liegen. Die Soldaten hatten sich an den rechten Rand des Platzes zurückgezogen. Sie versammelten sich neu und stürzten sich mit ihren langen Lanzen wieder auf die Dorfbewohner. Doch ihr Angriff misslang, ein Steinhagel empfang sie und die Dorfbewohner schrien ihnen ihre Wut entgegen. Erneut zogen sich die Soldaten zurück und blickten ratlos zu ihrem Anführer, der hoch zu Ross das Feld überblickte. Er wollte wieder zum Angriff blasen, als aus einer der Gassen dicker, schwarzgrüner Rauch kam, der den Platz immer mehr einhüllte.

Silvan und Andreas waren stehen geblieben, um das Abflauen der Kämpfe vor ihnen abzuwarten. Hinter sich sahen sie plötzlich eine geordnete Reihe von Soldaten, die erschreckend rasch vorwärts stiess, Knüppel und Lanzen einsatzbereit. Die beiden Reisenden

rannten auf den in dichten, fettigen Rauch eingehüllten Platz zu, stolperten über Verwundete und entkamen mit Mühe den vorstossenden Soldaten. Zusammen mit anderen erschreckten Dorfbewohnern rannten sie eine lange Gasse entlang, von einigen Schwarzen verfolgt. Silvan keuchte, das Gesicht weiss verzerrt. Er hatte zu viel Rauch geschluckt. Andreas zog ihn weiter. Mit knapper Handbewegung hiess sie einer der Grünen, sich im kopfsteinpflastrigen Innenhof eines alten, mehrstöckigen Hauses zu verstecken. Die Aussentüre des Hofes war kaum verriegelt, als auch schon die ersten Soldaten fluchend dagegen hämmerten.

Rasch wurden sie über den Hof in ein dunkles Kellerloch hineingeführt. Von dort liefen sie einen engen, teilweise eingestürzten Gang entlang. Steinstiegen führten weiter abwärts, in fusstief mit Wasser gefüllte hohe Röhren, die aus kleinen Schlitzern an der Decke schwach erleuchtet wurden. Bei einer Abzweigung kamen ihnen weitere Grüne entgegen, die Verwundete mit sich schlepten. In einem Kellergewölbe stiessen sie auf Frauen und Kinder, die Lanzen zuspitzten, Messer neu schärfen oder Verwundete pflegten. In einer Ecke schluchzten erschrockene Kinder. Die Erwachsenen wirkten ruhig und entschlossen. Silvan wurde sofort zu einem jungen Mann geschickt, der ihm den gebrochenen Arm neu einschiente.

Andreas sah zu, wie einige Männer sich in die schwarze Kleidung von Soldaten stürzten und dann in einem der vielen Gänge ringsherum verschwanden. Zu seiner Rechten sassen einige Frauen und Männer an einem groben Holztisch und besprachen verbissen ihre Lage. Daneben in einem langen, grauen Kapuzinergewand eine junge Frau mit fröhlichen Augen, ihr schmales, weisses Gesicht von langen, dunkelblonden Haaren eingerahmt. Als sie Andreas erstaunten Blick bemerkte, lachte sie und kam näher.

„Da du keine grünen Kleider trägst, kommst du, wie ich auch, von auswärts. Ich heisse Madeleine und wohne in einem Seitental, etwas weiter nördlich.“ Kaum hatte sich Andreas, vor ihrer offenen Art eher verlegen, vorgestellt, wurde die junge Frau wieder an den Tisch zurück gerufen. Madeleine zuckte die Achseln und verliess Andreas, der ihre selbst unter dem weiten Kapuzinergewand schlanke Gestalt bewunderte. Eine der Frauen am Tisch gab ihr leise einen Befehl und sie beteiligte sich wieder an der Diskussion der anderen. Soviel Andreas verstehen konnte, war der Ausgang der Kämpfe noch ungewiss, obwohl die Soldaten überrascht worden waren und sich an einigen Stellen deutlich in der Defensive befanden. Andererseits waren sie besser bewaffnet und geschulte Kämpfer, denen die Dorfbewohner nur ihre gemeinsame Wut entgegensetzen konnten. Die Kämpfe gingen Andreas eigentlich nichts an. Er wusste auch nicht, um was gekämpft wurde. Dennoch fühlte er sich unwillkürlich mit den Dorfbewohnern verbunden und war gerne bereit, sich gegen die schwarzen Soldaten zu stellen.

Aus einem der Gänge hörte man Schreie. Ein an der Stirn blutender Grüner stolperte in das Kellergewölbe und stiess einen Warnruf aus, bevor er niedersank. In aller Schnelle war das Notwendigste organisiert: bewaffnete Frauen und Männer verschwanden im Gang, aus dem der Verwundete aufgetaucht war. Man vernahm allmählich leiser werdende Rufe, einige dumpfe Schüsse. Dann war alles wieder ruhig.

Rasch wurden die übrigen Frauen, Männer und Kinder in andere Gänge gelotst, während Madeleine – von Andreas unterstützt – den Abtransport der Verwundeten übernahm.

Unter Führung ging es erneut durch enge, dunkle Gänge, die unterirdisch die Häuser des Dorfes verbanden. Andreas schleppte einen schwächlichen, älteren Mann, den Soldaten niedergeknüppelt hatten. Hinter ihm Silvan, der eine am Bein verletzte Frau stützte. Der Gang wurde allmählich weiter und heller. Madeleine blieb stehen und bedeutete allen, sich still zu halten. Am Ende des Ganges sass einer der Soldaten. Er döste vor sich hin, einen Bierkrug in den Händen. Silvan gab Madeleine ein Handzeichen und schlich sich an den Soldaten heran. Ein Schlag mit dem Knauf seiner Pistole, und der Mann sank noch weiter in sich zusammen, den Bierkrug immer noch fest an sich gepresst.

Madeleine führte sie über den leeren Hinterhof eines halb abgebrannten Hauses. Dort gab Silvan die Pistole des Soldaten an Andreas weiter. Madeleine bemerkte den heimlichen Tausch und grinste Andreas zu, der sich verlegen an seinem Mantel zu schaffen machte. Von der beinverletzten Frau angeleitet, stiegen sie über eine glasübersäte Treppe zu einer Veranda, die direkt in ein von Gebüsch überwachsenes Ruinenfeld führte. In ihrer Nähe sassen einige aneinander gefesselte Soldaten, von Grünbekleideten bewacht. Sie erfuhren, dass sich der Grossteil der Schwarzen aus dem Dorf zurückgezogen habe und dass Verhandlungen über einen Waffenstillstand vorbereitet würden.

Bald gelangte die Kolonne der Verwundeten an den Rand eines dunklen Tannenwaldes. Eine kurze Rast wurde dazu benutzt, die Wunden der Verletzten neu auszuwaschen und mit Alkohol zu desinfizieren. Andreas fühlte sich plötzlich niedergeschlagen. Kampf und Krieg waren für ihn doch zu ungewohnt. Seine Kampfeslust von vorher war wie weggeweht. Die zum Teil noch offenen Wunden bereiteten ihm offenes Unbehagen. Er sah sich um. Andere schienen abgehärteter zu sein, und ihm gegenüber begannen einige der Verletzten laut kichernd mit einem Würfelspiel. Vom Dorf her stieg Rauch auf, bald dichter, bald dünner in den Himmel steigend.

Madeleine wurde ungeduldig und trieb die Kolonne tiefer in den Wald hinein. Nach ein, zwei Stunden mühsamen Marsches einen steil ansteigenden Fusspfad hinauf, gelangten sie in ein zuerst enges, bald jedoch weiter werdendes Seitental. Kiefernwald und Weiden wechselten sich in bunter Folge ab. An den Schattenhängen lagen noch Flecken alten Schnees. Zerstreut lagen einzelne bemalte Hütten und Zelte. Dies war die Heimat von Madeleine.

Später sassen Silvan und Andreas zusammen mit einigen Leichtverwundeten vor dem ihnen zugeteilten Zelt. In der Nähe standen zwei einfache, buntgefärbte Holzhütten mit den phantasievollen Namen „Drachenhütte“ und „Teehaus“. Von Madeleine hatte Andreas erfahren, dass hier in bewusster Abgeschiedenheit eine esoterische Gemeinschaft lebte, Anhänger des schwedischen Mystikers Swedenborg. Soweit Andreas begriffen hatte, ging es dieser Gruppe von rund siebzig Personen darum, durch aktive Meditation und innere Konzentration die jedem Menschen innewohnenden geistigen Kräfte zu wecken und zu steigern. Stundenlanges Meditieren – wie langweilig, dachte sich Andreas sofort – gehörte ebenso wie bescheidene, vegetarische Lebensführung und gemeinsames Arbeiten zu den Grundregeln der Gruppe. Der Bürgerkrieg im Tal unten hatte einige ungewohnte Unruhe gebracht und den sonst üblichen Lebensrhythmus – Meditation, Arbeit, gemeinsame Konzentration – durchbrochen. Madeleine schien darüber nicht unglücklich. Irgendwie schien ihr das bisherige stille Leben zu eintönig gewesen zu sein.

Sie brachte ihnen Tee und ermunterte die Dorfbewohner, Geschichten zu erzählen. So begann denn der Älteste zu erzählen:

„Früher durchzog eine breite Strasse das ganze Tal, silbergrau, wie ein zweiter Fluss, jedoch ganz aus Stein. Anstelle von Wasser glitten – so schwer man es sich heute auch vorstellen kann – täglich Tausende von Autos dahin. Tag und Nacht war das Tal vom Rauschen des Verkehrsflusses umtost. Vergeblich haben damals manche in den Dörfern gegen die immer höher ansteigende Blechlawine gebetet, es hat alles nichts genützt.

In der Nähe der Strasse lag auch ein riesiges Einkaufszentrum, fast so gross wie ein ganzes Dorf. Bei gutem, klarem Wetter kann man die Überreste des Zentrums von hier aus noch sehen. Dort waren dazumal alle Dinge der Welt erhältlich. Eis bekam man selbst im heissesten Sommer. Und auch im tiefsten Winter waren Erdbeeren erhältlich.

Von weither kamen die Leute, um die Warenpracht zu bestaunen und karrenweise wegzuschleppen. Aber immer war damals für alle genug da.

Die einen im Dorf unten denken, dass dies ein Stück Garten Eden war, ein den Menschen geschenktes Stück Paradies, das die wegen ihren Sünden verloren hätten. Die anderen, darunter unser Pfarrer, schwören darauf, dass das Zentrum in Wahrheit ein Werk des Bösen war, um die Menschen durch allerlei Glitzerzeug von den ewigen Wahrheiten abzuhalten.“

„Jawohl, das Zentrum war ein Sündenpfuhl, ein Blendwerk der Hölle“, warf einer der Dorfbewohner ein: „Noch heutzutage kann man in hellen Neumondnächten das unselige Heulen der verlorenen Konsumentenseelen vernehmen. Die Kräuter-Liesel vom Dorf hat es selber gehört.“

Madeleine lachte: „Unsinn, reiner Aberglaube. Das ehemalige Einkaufszentrum ist eine Ruine wie jede andere. Und was das Heulen angeht, sind dies sicher wilde Hunde, die sich dort eingenistet haben.“

„Spotte nur, jedenfalls ist alles in kurzer Zeit untergegangen, als Strafe für naturwidriges Verhalten“, entgegnete ein dritter: „Wie eine Flut sind damals die Leute aus dem Unterland über unser Tal hergefallen. Nur mit Mühe und Not haben sie sich in den Dörfern der Flüchtlinge und herum streifenden Banden erwehren können. In jener chaotischen Zeit kam dem Tal eine Gruppe von Soldaten zu Hilfe. Gegen Kost und Logis übernahmen sie den Schutz des Tales.“

Ein anderer der Verwundeten, ein Mann mit schütterem Haar und breiter, platter Nase, dem ein Soldat eine Lanze in den Bauch gestossen hatte, führte die Erzählung weiter:

„Lange Zeit lebte das Tal danach in Frieden und Ruhe, von den Soldaten gegen plündernde Banden oder hinterlistige Altmetallhändler geschützt. Als dann – so hat es mir mein Vater erzählt – jahrelang Ruhe war und nichts geschah, begannen sich die Soldaten zu langweilen. Immer häufiger sah man sie betrunken durch die Gassen wanken oder den jungen Frauen nachstellen. Die Bewohner des Tales hatten es allmählich satt, die nutzlos herumsitzenden Kerle durchzufüttern. Umso mehr, als gerade die faulsten und dümmsten Burschen des Tales sich den Soldaten anschlossen.

Eines Tages fiel ihr Anführer betrunken unter ein Pferd und starb. Der Unfall wurde vom Unterführer – dem schwarzen Egolf – zum geplanten Mordanschlag umgelogen. Bald danach überfielen die Soldaten die Gemeindeversammlung. Alle Männer und Frauen wurden entwaffnet. Wer sich wehrte, wurde niedergeknüppelt oder vertrieben. Von da an herrschten die Soldaten über unser Tal. Von Egolf, der ein altes Schloss als Hauptquartier beschlagnahmte, wurde die Herrschaft der Soldaten mit drohenden Gefahren aus dem Norden gerechtfertigt. Doch nur die Dümmsten haben ihm je geglaubt. Jahrelang wagte es niemand, den Soldaten entgegenzutreten, die sich immer frecher benahmen, die Abgaben ständig erhöhten und allen eine einheitlich grüne Kleidung aufzwangen.

Während die Talbewohner zu harter Arbeit angetrieben wurden, lebten Egolf und seine Anhänger im Luxus. Sie assen das feinste Brot, tranken den besten Most und kauften sich teure Betten mit echter Kunststoffmatratze oder feingehämmertes Alu-Geschirr.

Erst als einige von den Soldaten geschändete Frauen beschlossen, Egolf umzubringen, änderte sich die Lage. Vor kurzem gelang es diesen Frauen, sich bei Egolf einzuschmeicheln und ihn eines Nachts in seinem Bett mit seinem eigenen Halstuch zu erdrosseln. Von einem Diener in schwarze Soldatenkleider gesteckt, gelang ihnen die Flucht, noch bevor die Leiche entdeckt worden war.“

„Da alle wussten, dass sich die Soldaten schwer rächen würden“, unterbrach die beinverletzte Frau den Mann, „blieb auch den Angsthasen und Feiglingen im Dorf nichts anderes übrig, als sich am von den Frauen und dem Eber-Wirt angezettelten Aufstand zu beteiligen. Ohne Frauen wären unsere Feiglinge von Männern immer noch unter der Knute der Soldaten.“

Dies liessen sich die Männer nicht bieten und es entspann sich ein heftiger Wortwechsel. Es flogen schon die ersten Tannzapfen, als Silvan nebenbei erwähnte, dass ihn die ganze

Sache an eine alte Fabel erinnere, die er in Italien gehört habe. Und von Madeleine aufgefordert, erzählte Silvan die Fabel von der Insel der Schafe:

Während eines Sturmes wurden einige Wölfe auf der Insel der Schafe angeschwemmt. Neugierig versammelten sich alle Schafe, um die Fremden zu bestaunen. Da erhob der älteste Wolf seine Stimme: „Liebes Volk der Schafe, euch droht eine grosse Gefahr. Euer friedliches Land, eure lieblichen Kinder sind von einem schrecklichen Feind bedroht.“

Unruhiges Blöken begann.

„Doch habt keine Angst. Uns Wölfen war kein Opfer zu gross, kein Sturm zu heftig, um euch vor diesem heimtückischen Feind zu warnen. Noch befindet er sich weit von dieser Insel, aber zu jeder Stunde, tags oder nachts, kann er unvermittelt erscheinen, euch zu überfallen und zu vernichten.“

Panik wollte ausbrechen.

„Doch hört, zwar seid ihr schwach und wehrlos. Doch wir Wölfe haben scharfe Zähne und harte Krallen. Ihr übrigen Wölfe, seid ihr bereit, euer Leben für den Schutz unserer geliebten Schafe einzusetzen?“

„Ja, halte es gefrässig zurück.“

„Hoch leben die Wölfe, unsere Retter und Schützer“, schrie das grösste Schaf. „Hoch leben die Wölfe“, blökten alle anderen Schafe.

Und so übernahmen denn die Wölfe die Verteidigung der Insel. Die fettesten Lämmer wurden ihnen geschlachtet, damit sie stark blieben. Ihre Kinder wurden von den Schafsmüttern gesäugt und gehegt. Auf den blühendsten Wiesen zeigten sie zur Freude der Schafe ihre Kraftproben.

Nach einem Jahr wurde den Wölfen zu Ehren ein Volksfest gefeiert. Zur Feier des Tages sprach das Oberschaf:

„Liebe Wölfe, euch allein haben wir es zu verdanken, dass unsere Insel immer noch in Frieden lebt. Beweis eurer Stärke ist, dass der Feind es nicht einmal gewagt hat, sich auch nur blicken zu lassen.“

„Hoch leben die Wölfe“, schrien die eingeübten Schafe.

„Seid ihr bereit, auch weiterhin unsere Insel zu beschützen?“

„Ja, ja“, bellten die vollgefressenen Wölfe. „Unseren geliebten Schafen zuliebe (bei Wölfen geht Liebe meist durch den Magen) sind wir zu allen Opfern bereit.“

Silvan und Andreas blieben einige Tage bei den Esoterikern. Es wurde spürbar wärmer und der Schnee zog sich immer weiter in die Berge zurück. Silvans gebrochener Arm heilte unerwartet schnell. Für Silvan war dies das Resultat der frischen Bergluft, für die Esoteriker die Folge ihrer geistigen Bemühungen.

Am Abend ihrer Ankunft hatten sich mehrere der Anhänger Swedenborgs im Teehaus eingefunden, einer mit ring- und schneckenförmigen Symbolen verzierten runden Hütte. Darunter auch der Vater von Madeleine, im Gegensatz zu seiner feingliedrigen Tochter ein eher grobschlächtiger Mann mit schweren Gesichtszügen, jedoch ausserordentlich feinen, langen Händen. Ihre Mutter sei schon vor Jahren gestorben, hatte Madeleine Andreas zugeflüstert. Sie habe sich an einem durch rostende Metalle verseuchten Fluss vergiftet.

Sie bildeten einen Kreis um Silvan, der alles mit diplomatisch unbewegter Miene über sich ergehen liess. Einige der Frauen und Männer fielen in Trance und Madeleines Vater begann seine langen Hände kreisend über den gebrochenen Arm zu bewegen. Dabei murmelte er durch Konzentration und geistige Suggestion die Heilung beschleunigen würde. Silvan hatte den langatmigen Erläuterungen über das Wechselverhältnis von materiellen und geistig-seelischen Körper – der Aura – höflich zugehört und ihnen gedankt.

„Im schlimmsten Fall schadet es nichts. Im besten Fall ist an der Sache etwas Wahres. Wer will das heute schon genau wissen“, hatte er Andreas zugeflüstert.

In den nächsten Tagen half Andreas Madeleine bei der Arbeit. Auch hier mussten Zäune hergerichtet, Dächer geflickt und Wasserleitungen neu abgedichtet werden. Madeleine ihrerseits bemühte sich mit Begeisterung, doch wenig Erfolg, ihm mit den esoterischen Ideen vertraut zu machen. Wohl war Andreas fasziniert, wenn sie ihm vom Leben Swedenborgs erzählte, seiner Vision vom brennenden Stockholm, Tage bevor irgendwelche Nachrichten vom Grossbrand ihn überhaupt erreichen konnten. Auch die telepathischen und telekinetischen Würfelexperimente eines gewissen Doktor Rhine fanden sein Interesse. Je mehr sich Madeleine allerdings in metaphysische Gedankenspiele verstrickte, desto verwirrter und schweigsamer wurde Andreas. Kühe, das Wetter sowie die üblichen unterschwelligen dörflichen Machtkämpfe lagen ihm wesentlich näher. Esoterisch-philosophische Gedanken – über Wirklichkeit und Schwein, Geist und Materie – waren ihm noch ebenso fremd und unheimlich wie mystisch-visionäre Erlebnisse, von denen Madeleine schwärmte. Ihre Versuche, ihn zu transzendentaler Meditation anzuhalten, endeten meist damit, dass er friedlich und traumlos einschlief, zum stillen Ärger Madeleines.

Eines Morgens ging Andreas in die Drachenhütte, einen dort vergessenen Pullover zu holen. Als er den kleinen, mit Runezeichen dekorierten Meditationsraum betrat, sah er unvermittelt Madeleine vor sich. Sie sass unbeweglich im Schneidersitz, mit nacktem Oberkörper, die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Ihre Augen blickten starr durch ihn hindurch. Andreas blieb erschrocken stehen und blickte gebannt auf ihre kleinen, weissen Brüste, vorerst unfähig sich zu rühren. Er wollte sich eben loslösen, als sie sich bewegte und ihn mit grossen Augen ansah. Andreas wurde verlegen und rot bis unter die Haarwurzel. Doch Madeleine lachte nur, stand geschmeidig auf und küsste ihn leicht auf beide Wangen, bevor sie – immer noch lachend – hinter einem gewellten Vorhang verschwand.

Verwirrt verliess Andreas die Drachenhütte. Madeleine – nun in einem bodenlangen, blauweissen Kleid – holte ihn bald ein.

„Ich werde dich und Silvan auf eurer Weiterreise begleiten“, sagte sie und liess sich zu keiner näheren Erklärung herab.

Noch immer leicht verlegen, murmelte Andreas einige unverständliche Worte, die sie als Zustimmung interpretierte. Ihr fröhliches Wesen gefiel Andreas ebenso wie ihre Gedanken ihn verwirrten. Nun, einmal sehen, was Silvan dazu meinen würde.

Silvan war von ihrer Absicht nur halb begeistert. Einerseits konnte er seine lang geschulten Fähigkeiten zu diplomatischen Finessen und ausgeklügelten Intrigen zur Erfüllung der Mission umso besser einsetzen, je mehr Reisebegleiter ihn mit den notwendigen Informationen versorgten. Und eine hübsche, fröhliche Frau konnte selbst gegen griesgrämige Bürokraten wirkungsvoll eingesetzt werden. Andererseits spürte er, dass diese junge Frau ihn bis ins Innerste durchschaute und er ihr gegenüber damit verletzbar wurde. Er war sich selber gegenüber ehrlich genug, um sich einzugestehen, dass sie ihm irgendwo überlegen sein könnte. Da die taktischen Überlegungen überwogen, gab er ihr die Erlaubnis, sie auf ihrer Weiterreise zu begleiten.

Als ob sie ihm nicht Gelegenheit geben wollte, auf seinen Entschluss zurückzukommen, liess sich Madeleine bis zu ihrer Abreise kaum mehr blicken.

Am Vorabend ihrer Abreise sassen sie nochmals mit Madeleines Vater und anderen Mitgliedern der Gemeinschaft rund um einen riesigen Kupfertopf voller Milchsuppe, die mit verschiedenen Kräutern schmackhaft angerichtet worden war. Silvan tunkte Brotstücke in den Kupfertopf und erzählte vom Süden, von der neuen Ordnung und dem raschen technischen Fortschritt. „Technischer Fortschritt“, brauste ein kleiner, rundlicher Mann auf, der sich immer sehr bewusst das Aussehen eines abgeklärten buddhistischen Mönchs gab: „Wenn ich das Wort nur schon höre. Ihr im Süden fangt wieder mit demselben Unsinn an, der schon unsere Vorfahren zugrunde gerichtet hat. Maschinen und nur Maschinen, die Natur verwüstet und ausgeraubt. Demgegenüber verkümmerten die Seelen der Menschen. Sie wurden ebenso

hart und metallen wie ihre Maschinen, Automobile und Flugapparate. Wir sollten wirklich klüger sein und wissen, dass das Vertrauen in Technik und den äusseren Glanz von Fabriken, Strassen und riesenhaften Maschinen trügerisch ist. Nur die ewigen Wahrheiten des Buddhismus, Taoismus und der Rosenkreuzer sind es wert, weitergetragen zu werden.“

Silvan unterbrach seinen Redestrom und erwiderte trocken: „Es führt kein Weg an der Wissenschaft und Technik vorbei, wenn wir nicht wie die wilden Hunde laben wollen. Es waren nicht die Maschinen, welche die Alten bedroht haben, sondern falsche Machtverhältnisse und der Egoismus einer kleinen Schicht von Ausbeutern. Wir im Süden haben es danke der Partei geschafft, dass die Technik nicht so leicht wieder missbraucht werden kann. Wissenschaft und Technik unterstehen einer straffen Kontrolle durch unsere Technikergemeinschaften. Es wird scharf darauf geachtet, dass alle Wissenschaftler den Einsteinschein Eid einhalten und ihre Forschungen auf die Interessen des ganzen Volkes ausrichten. Die Partei und der Rat der Techniker diskutieren gemeinsam darüber, ob Forschungsergebnisse oder Erfindungen angewendet oder – weil in ihrem Auswirkungen zu gefährlich – vorläufig noch geheim gehalten werden.“

„Wartet nur ab“, warf eine Frau dazwischen: „Niemand kann auf die Dauer garantieren, dass mit Wissen kein Missbrauch getrieben wird. Es ist wie mit dem Geist aus der Flasche: Einmal geöffnet, lässt sich der Geist des Maschinenzeitalters nicht mehr verbannen, bis er die wirklichen Kräfte der Menschen unterjocht hat. Und es ist höchst gefährlich, den inneren Kräften der Natur nachzuspüren, wie es die Alten getan haben. Wer kennt nicht die Geschichte jenes Vorwitzigen, der in den östlichen Karpaten militärische Ruinen durchforschte. Man hat ihn nie mehr lebend gesehen. Sein Vorwitz führte dazu, dass ein greller Blitz – heller als die Sonne – die Nacht erleuchtete und im weiten Umkreis Städte und Dörfer hinweggefegt wurden. Noch Jahre nach dem Blitz starben Menschen an blutenden Geschwüren und bis heute soll die Gegend vom strahlenden Tod heimgesucht sein.“

„Ich weiss um die Gefahren, die in den innersten Kräften des Seins lauern“, erwiderte ihr Silvan: „Wie wild gewordene Katzen stürzen sie sich auf jeden, der sie zu wecken versucht. Unsere Vorfahren haben Kräfte entfesselt, die sie nicht richtig zu kontrollieren wussten. Wir im Süden haben jedoch aus der Geschichte gelernt und die Partei wird...“

„Unsinn“, erregte sich der kleine Rundliche: „Wenn ihr euch nicht endlich aufrafft, nach den ewigen Wahrheiten, nach euren inneren seelischen Kräften zu suchen, werde ihr über kurz oder lang dieselben Fehler wiederholen.“

„Genau richtig“, stimmte ihm Madeleines Vater zu. Und er begann ihnen die Geschichte von der wildgewordenen Baumaschine zu erzählen:

„In jener Zeit, als alles machbar schien und immer mehr immer besser bedeutete, baute ein Erfinder in einer Stadt im Norden eine riesige Maschine. Sie sah aus wie ein riesiger Regenwurm und war so mächtig, dass Menschen daneben wie Ameisen wirkten. Die ganze Stadt war stolz auf ihren Erfinder. Der Bürgermeister hielt eine lange Rede und Schulkinder sangen Lieder zu seinem Lob. Wie der Erfinder auf einen roten Knopf drückte, begann sich der riesige Metallwurm zu regen. Vorne schluckte er Sand und Erde und aus seinem Hinterleib floss eine fixfertige Betonstrasse, breiter als viele Flüsse. Und so baute die Maschine Strasse um Strasse, zur hellen Freude aller Autofahrer.

Als genug Strassen gebaut wurden, befahl man dem Erfinder, seine Maschine abzuschalten. Doch wie sich der Erfinder der Maschine näherte, um sie abzuschalten, wurde er einfach verschluckt. Ein kleiner Betonzwerg war alles, was von ihm übrig blieb.

Und die Maschine frass sich weiter, quer durch die ganze, schöne Stadt. Sie verschlang Häuser und Kirchen, ja selbst das alte Rathaus und eine neuerbaute Bank blieben nicht verschont. Bald war die Stadt durch ein breites, silbergraues Betonband entzweigeschnitten.

Immer wieder versuchte man, die Maschine zu stoppen, ohne Erfolg. Nichts half. Nicht die Seufzer der Leute, deren Häuser verschwanden, noch das Geschrei der Kinder, deren

Spielwiesen zubetoniert wurden. Immer weiter frass sich der Riesenwurm: durch grüne Wiesen, stille Tümpel und helle Wälder. Kreuz und quer legte sich ein breiter Betongürtel über das Land. Bauern wurden von ihren Feldern getrennt, Frösche von ihrem Weiher und ganze Rehfamilien erbarmungslos auseinandergerissen.

Die Hoffnung, dass die Maschine durch die hohen Berge und Alpen aufgehalten würde, trog. Der Metallwurm überwand Täler und Schluchten. Er durchbohrte ganze Berge und liess überall sein graues, einförmiges Band zurück. Noch heute zeugen riesige Löcher in den Bergen vom Durchgang des Maschinenungeheuers.

Auch im Süden der Alpen trieb der Riesenwurm sein Unwesen. Täler wurden zerschnitten, Kastanienwälder niedergewalzt und Dörfer rettungslos eingekreist. Selbst die klügsten und tapfersten Frauen vermochten nichts gegen das Ungeheuer. Das Unheil nahm erst an einem tiefen See ein Ende: schluckend und rumpelnd versank der Maschinenwurm im Wasser. Die Leute dort behaupten, dass man den Riesenwurm an sonnigen Tagen noch heute rumpeln höre, und dass die Maschine eines Tages das andere Ufer erreichen werde, um weiter ihr Unwesen zu treiben.“

„Und nun“, rief Madeleines Vater und klopfte Silvan auf die Schuler, „Ist das Maschinentier doch noch bei euch tief im Süden angelangt.“ Alle lachten, ausser Silvan, der sich rasch zurückzog. Müdigkeit vorschiebend.

Am nächsten Tag wanderten sie weiter, diesmal zu dritt. Madeleine war wieder in ihr unscheinbares graues Kapuzinergewand gekleidet. Als sie aufbrachen, war es noch fast dunkel. Erst später wagte sich die Sonne scheu hinter den Bergspitzen hervor, misstrauisch von schweren Wolken bedrängt. Sie gingen einen alten, ausgetrockneten Bach entlang, hinunter ins Tal. Von den Talbewohnern hatten sie gehört, dass ein grosser Teil der Soldaten entwaffnet worden sei. Der Rest habe sich zerstreut und würde ziellos herumstreunen.

Sie hatten Glück und gelangten ohne Zwischenfälle ins Haupttal, gingen eine Strecke dem linken Ufer des hoch aufgeschwollenen Rheins entlang, um dann gegen Westen vorzustossen. Gegen Mittag kamen sie nach Sargans. Rechterhand auf einem steil aufragenden Felsen lag eine mittelalterliche Burg, noch fast ganz intakt. Weiter zurück konnten sie noch schwach die Ruinen eines Einkaufszentrums erkennen.

Das Dorf selbst lag zusammengedrängt unterhalb der Burg umrahmt von ansehnlichen Bauernhöfen. Die ganze Bevölkerung war auf dem Dorfplatz versammelt. Es wurde geschwätzt und gelacht, gehandelt, getrunken und gewettet. In einer Ecke des Platzes stand ein Glücksrad, ein mit Nägeln gespicktes Rad, das ratternd bei einer der aufgemalten Zahlen anhielt, zur Freude des Gewinners, zum Unmut der vielen Verlierer. Rund um das Glücksrad befanden sich Möbel, Pfannen, Tücher, Ziegen, Hühner, aber auch drei verschüchterte Kinder und zwei still kauernde Frauen. Immer wieder ratterte das Glücksrad und immer wieder trug ein lachender Gewinner einen Stuhl, einen Topf oder ein Huhn mit sich. Neugierig umringten die Dorfbewohner das Glücksrad, als die ältere der beiden Frauen verlost wurde. Knarrend setzte sich das Rad in Bewegung, wurde langsamer, schwankte und verharrte bei der Zwanzig. Aus der rechten Ecke des Platzes ertönten Glückwünsche und der Gewinner – ein kräftiger, älterer Bauer – wurde grinsend zum Glücksrad geschoben. Rasch nahm er seinen Gewinn in Empfang und zog die Frau vom Platz, vom Gemurmeln enttäuschter Verlierer begleitet.

Die drei Kinder in der Ecke brüllten auf, und so wurden auch sie rasch verlost und brüllend ihren Gewinner übergeben. Madeleine war erstarrt und auch Andreas betrachtete die Szene mit wachsendem Unbehagen.

Nachdem einige weitere Töpfe, Stühle und Pfannen verlost waren, erlebte das Glückspiel wieder einen Höhepunkt, als auch noch die zweite Frau, eine feste, energisch dreinblickende Dreissigjährige, verlost wurde. Sie ballte die Fäuste und blickte herausfordernd in die Runde,

als sich das Glücksrad rasch, dann langsamer im Kreise drehte. Das Rad blieb stehen und erregtes Gemurmel wurde laut. Gewinner war diesmal ein junger, hochaufgeschossener Bursche, der noch unsicher war, ob er sich freuen sollte. Die Frau jedenfalls schien zufrieden und drückte den überraschten Gewinner an ihre ausladende Brust. Unter dem Gelächter und Spott der Dorfbewohner zog die Frau den Gewinner in eines der umliegenden Häuser.

Nach diesem Höhepunkt wurde die Verlosung der übrigen Sachen auf den Nachmittag verschoben und alles stürzte sich auf die mit Strohblumen geschmückte Holztische. Auch die drei Reisenden wurden eingeladen, am Mittagessen – Polenta mit Hühnerfleisch – teilzunehmen. Madeleine konnte es kaum erwarten, ihren Unmut loszuwerden, wurde jedoch von Silvan zurückgehalten. Erst nach aufwärmendem Geplauder über das Essen sowie, das vergangene und zukünftige Wetter war ein alter, pffiffig dreinblickender Bauer bereit, ihnen das ungewohnte Geschehen zu erklären:

„Das ist bei uns Tradition. Immer zu Beginn des Frühlings werden die Sachen derjenigen verlost, die über den Winter gestorben sind.“

„Und die Kinder und Frauen?“ war Madeleine dazwischen. „Die werden selbstverständlich auch verlost. Das sind alles Waisen oder Witwen. Damit wird gesorgt, dass sie wieder Unterschlupf finden.“

„Wieso werden nur Frauen und keine Männer verlost“, bohrte Madeleine weiter. Der Bauer meinte dazu nur trocken: „Wer will denn schon einen Mann gewinnen“, und alle in ihrer Nähe lachten.

„So wie wir es machen, ist es am besten. Es gibt keinen Streit, denn Glück ist Glück und Pech ist Pech. Niemand ist neidisch, denn nächstes Jahr hat vielleicht der Glück, der heute Pech hat.“

„Und wenn sich die Frau und der Gewinner nicht mögen“, wagte Andreas einzuwenden.

„Sich gerne haben oder nicht. Die Liebe kommt und geht. Sie ist so wechselhaft wie das Wetter im April. Im schlimmsten Fall, wenn sich die beiden überhaupt nicht vertragen, kann sich die Frau nächstes Jahr wieder für die Auslosung melden. Das ist auch schon geschehen. Vielleicht hat sie dann mehr Glück, oder auch nicht.“

„Ich finde das Glücksrad unmenschlich. Alles wird da dem Zufall überlassen“, entgegnete ihm Madeleine wütend.

„Schicksal, nicht Zufall“, konterte ein neben ihr sitzendes Mädchen: „Glück oder Unglück ist nie Zufall, sondern uns vorbestimmtes Schicksal. Und zudem gleicht sich das über die Jahre hinweg aus. Wer dieses Jahr bei der Verlosung der Felder Pech hat, hat vielleicht nächstes Jahr mehr Glück. Im Übrigen, ist nicht auch die Natur selbst eine riesige Lotterie? Der eine erhält lange, gerade Beine, der andere nur kurze, krumme. Das eine Mädchen ist schön, das andere hässlich. Und wieso soll nur immer das schöne Mädchen einen schönen Bräutigam erhalten? Wenn wir auslosen, wer Frau und Mann sein soll, hat jedes die gleichen Chancen.“

„Das heisst, dass ihr das Glücksrad auch bei anderen Dingen einsetzt“, wollte nun Silvan wissen.

„Genau, bei Heiraten ebenso wie bei der jährlichen Feldzuteilung. Aber auch bei strittigen politischen Angelegenheiten entscheidet das Los. So vermeiden wir viele Streitigkeiten. Früher hat man bei umstrittenen Geschäften abgestimmt. Wer die Mehrheit hinter sich brachte, gewann. Was war die Folge? Es gab ständig Streit und Gezänk, Freundschaften gingen auseinander, Nachbarn waren sich spinnefeind. Jeder wollte jeden von seiner Sache überzeugen. Diejenigen, die bei der Abstimmung verloren, beschimpften die anderen und umgekehrt. Immer gab es eine Minderheit, die unzufrieden war und die Unfrieden stiftete.

Und heute: das Glücksrad entscheidet. Keiner kann dem anderen was vorwerfen. Es braucht keiner den anderen zu überzeugen oder zu beschimpfen. Das Glücksrad ist unparteiisch, gerecht. Alle haben die gleichen Chancen, ihr Anliegen durchzusetzen.“

„Ihr habt vielleicht nicht ganz unrecht“, meinte Silvan diplomatisch: „Doch eure Art birgt in sich die Gefahr, dass jeder nur fatalistisch auf sein Schicksal wartet, Glück oder Pech einfach entgegennimmt, anstatt sich zu bemühen, durch eigenes Tun oder Lassen sein Schicksal selbst zu gestalten. Man lässt sich treiben statt sein Schicksal in die eigene Hand zu nehmen.“

„Aber Herr, wie können wir kleinen Menschen unser Schicksal in die eigene Hand nehmen“, antwortete der Alte verwirrt: „Ob es schneit oder nicht, ob die Ernte verdorrt oder im Regen verfault, dies bestimmen nicht wir. Klar, alles kann man nicht einfach dem Schicksal überlassen: wir müssen arbeiten, die Felder bestellen, Bäume pflanzen oder Hühner züchten, doch ob es uns Früchte bringt, ist ungewiss. Auch den Tod können wir nicht selbst bestimmen. Unser Glücksrad im Dorf ist nur Abbild der grossen Lotterie dieser Welt.“

Andreas unterbrach ihn und zeigte aufgeregt auf einen Mann, der einige Tische weiter sass. Nun erkannte ihn auch Silvan: es war der dürre Anführer der schwarzen Soldaten, der sie damals im Wirtshaus gefangen genommen hatte. Diesmal hatte er seine schwarze Uniform gegen eine abgewaschene Bauernkutte ausgetauscht. Doch noch bevor sie ihn erreichen konnten, hatte er sich schon in eine der Gassen geflüchtet. Dies war Silvan recht. Er hatte keine Lust, sich in unnütze Streitigkeiten verwickeln zu lassen. Silvan liess die Suche nach dem verschwundenen Soldaten abbrechen und fragte den alten Bauern nach dem Weiterweg. Umständlich erklärte der ihnen den weiteren Weg und warnte sie vor einer riesig langen Schlange, die in der Gegend um den Walensee – vor allem samstags und sonntags – auftauche und nerventötende Geräusche von sich gebe.

Beim Verlassen des Dorfes spottete Silvan zu Madeleine, sie könne froh sein, dass ihr Lebenslos sie nicht in dieses Dorf verschlagen habe. Sie wäre sicher die Hauptattraktion jeder Lotterie gewesen. Madeleine streckte ihm die Zunge heraus und meinte lachend, es sei nur schade, dass keine Männer ausgelost worden seien. Silvan und Andreas hätten sonst sicherlich eine wärmende Gewinnerin gefunden.

Der Rest des Tages verlief eintönig, abgesehen von plötzlich einsetzendem Regen, der alle drei kräftig durchnässte. Sie waren denn froh, in einem kleinen Weiler, wenn schon nicht ein Bett, so doch einen trockenen Heustall für die Nacht zu finden.

Der nächste Morgen brachte kühles, zumindest aber trockenes Wetter. Silvan tauschte alte Hartgummiringe gegen grobschrötiges Brot und gedörrte Birnen ein. An ihrem kargen Frühstück kauend, wanderten sie weiter. Auf ihrer rechten Seite begleiteten sie immer steiler aufragende Felsen, deren Spitzen von dicken Nebelschwaden umhüllt waren. Sie gingen einer breiten, nur notdürftig geflickten Strasse entlang. Die Ruinen am Strassenrand erinnerten daran, dass diese Gegend schon bessere Zeiten erlebt hatte.

Sie waren schon eine geraume Weile marschiert, als hinter ihnen eine kleine Wagenkolonne heranrückte. Die Wagen kamen näher und sie sahen vier, fünf mit grauen Zeltblachen überdachte Wagen, von struppigen Maultieren gezogen. Gelächter, Kindergeschrei und hartes Fluchen tönte in ihrem Rücken. Bald waren die drei Wanderer von einem ganzen Rudel kläffender, freundlich wedelnder Pudeln umkreist, die vor allem von den Hosenbeinen Silvans magnetisch angezogen schienen. Schnell rückte auch die restliche Kolonne heran. Schnauzbärtige Männer mit runden Ohrringen und buntkarierten Krawatten lachten ihnen zu. Aus allen Wagen reckten sich Häuse. Frauen, Hühner und Kinder begrüßten sie lauthals. Im Nu hopste ein kleiner, blonder Knabe wie wild um Madeleine herum, während sich ein Maultier an ihrem Mantel versuchte. Sie wehrte das Maultier ab und nahm den blonden Knaben auf den Arm. Andreas sah sich unvermittelt von einer dicken Frau kräftig umarmt. Sie hob einen der kleinen Pudeln empor und zeigte ihm, wie man diesen dazu bringen könne, Pfötchen zu geben. Weiter hinten rannten einige Kinder hinter einem erschreckten Huhn her, das sich unter einem der Wagen verkroch. Alles war in bunter, lachender Bewegung, nur Silvan – auf eine gewisse Würde bedacht – stand steif wie ein

Feldherr nach verllorener Schlacht inmitten der herumtollenden Pudel. Man hiess sie aufsteigen und zu dritt nahmen sie vorne im vordersten Wagen Platz, neben einer kräftigen, wild aussehenden Frau mit schulterlangen, schwarzen Haaren. Sofort gab sie Andreas die Zügel. Er gab sich alle Mühe, den aufmerksam die Ohren spitzenden zwei Maultieren zu zeigen, dass auch er die Zügel straff zu halten verstehe.

Langsam und widerwillig setzten sich die beiden Tiere wieder in Bewegung. Rumpelnd ging es über die alte Strasse, über aufgeworfene Betonplatten und tiefe Schlaglöcher hinweg. Aus den hinter ihnen fahrenden Wagen hörten sie den Klang einer Trompete, deren Töne sich mit dem ständigen Gebell der Pudel vermischten. Sie erfuhren, dass die Leute ihr Brot als Altwarenhändler verdienten, überall und immer unterwegs, auf der Suche nach verwendbaren Resten der Alten Zivilisation, unter dem Motto „Der Dreck der Vorfahren ist unser Glück“.

Sie waren diesen Winter suchend und handelnd im Gebiet des Bodensees herumgezogen. In der Nähe eines kleinen, von strenggläubigen Freisinnigen bewohnten Städtchens namens Rorschach hatten sie eine recht vielversprechende Abfalldeponie entdeckt, waren dann aber von den Bewohnern vertrieben worden. Sie hätten sich damit gerächt, dass sie eines Nachts ins Heimatmuseum einbrachen und neben einigen Uhren auch eine antike Schreibmaschine mitnahmen. Danach waren sie rheinaufwärts gezogen, um in den dortigen Dörfern zu handeln und vielleicht auch einige Stahlbetonruinen auszunehmen. Nun befanden sie sich auf dem Weg zum Walensee, einem Gerücht folgend, dass es hier noch einige militärische Lager mit wertvollen, nicht rostenden Metallen zu entdecken gäbe.

Gegen Mittag erreichte die Kolonne den Walensee und sie begannen am Ufer zu lagern. Der See lag ruhig. In seinem Wasser spiegelten sich die bis ins Wasser steil abfallenden Berge, die sein gesamtes rechtes Ufer umsäumten. Vom See her blickte einzelner Fischer kurz zu ihnen herüber, um sich dann wieder seinen Fischen zuzuwenden. In der Ferne trieben drei Hirten eine Herde Schafe in Richtung eines landeinwärts liegenden kleinen Dorfes. Rasch hatten die Kinder das Ufer nach halbwegs trockenen Ästen abgesucht und bald kochte schöne, gelbe Polenta in einem zerbeulten Topf. Daneben brodelte Hühnerbrühe in einer Pfanne.

Einer der Männer entschuldigte sich wortreich bei Silvan dafür, dass sie ihnen heute kein besseres Essen bereiten könnten. Gar zu gerne hätte er ihnen persönlich seine Spezialität zubereitet: gedämpften Pudel in Weinsauce. Liebevoll und gedankenverloren kraulte er eines dieser überall herum schnuppernden Tiere. Madeleine dreht sich brüsk um und wollte wissen, ob sie diese herzigen Tiere wirklich kochen würden.

„Natürlich“, bestätigte er: „Wir sind weit herum für unsere zartfleischigen Pudel bekannt. „Genüsslich hob er einen der Pudel an seine Lippen und war bereit, Madeleine in seine Küchengeheimnisse einzuweihen. Doch Madeleine winkte ab, froh darüber, heute mit Hühnerbrühe vorlieb zu nehmen. Eine der Frauen schlug einen kleinen Gong an und alle lagerten sich hungrig um den Topf. Lachend und scherzend bediente sich jeder ungeniert mit Polenta und Hühnerbrühe. Andreas sass eingezwängt zwischen zwei hübschen, grünäugigen Schwestern, die ihn mit allerlei Spässen und heftigem Augenzwinkern in Verlegenheit zu bringen suchten. Auf der anderen Seit sass Madeleine, von einem jüngeren, schwarzlockigen Mann bedrängt, der ihre Handlinien gründlich untersuchte und ihr die Geheimnisse des Lebens ins Ohr flüsterte. Sie wurde erlöst, als ihm eine in der Nähe sitzende Frau einen Hühnerknochen an den Kopf warf und er sich wieder mehr auf sein Essen konzentrierte.

Vom See her ertönte plötzlich das Gebrüll eines kleinen Mädchens. Es war von den anderen Kindern ins kalte Nass geschubst worden. Während sich alle um das triefende, seine Empörung hell in die Welt schreiende Kind kümmerten, zog ein alter Mann Silvan zu Seite, um ihm die in Rorschach gestohlenen Uhren zu zeigen. Andreas entzog sich rasch den beiden Mädchen und gesellte sich zu Silvan, der eine der Uhren in der Hand hielt. Es war ein silbrig glänzendes, rundes Ding, das sich kühl und leicht anfühlte. Auf der einen Seite waren – unter einem leicht gewölbten Glasdeckel – rundherum feine Striche eingezeichnet. Von der Mitte

gingen drei verschieden lange Nadeln aus. Auf der Rückseite war eine feste Frau mit strengem Blick und langen, wallenden Kleidern eingraviert. In der einen Hand hielt sie eine lange Lanze, mit der anderen Hand stützte sie sich auf ein breites Schild. Unten stand in grossen Buchstaben „Helvetia“, sehr wahrscheinlich der Name der früheren Besitzerin.

Der alte Mann nahm die Uhr wieder an sich, drehte kurz an einem kleinen Rad an ihrer Seite und Andreas sah mit Verblüffung, wie sich eine der Nadeln ruckweise im Kreis herum bewegte. Der Alte legte ihm die Uhr ans Ohr und Andreas hörte ein leises Surren, so als ob sich Ameisen darin bewegten. „Der Zeiger, der sich so rasch im Kreis dreht“, erklärte ihm der Alte: „ist das Symbol der Ungeduld. Er zeigt, dass wer sich immer regt, sich meist nur im Kreis bewegt.“

„Es heisst“, fuhr er weiter, „dass früher alle Leute eine solche Uhr bei sich trugen, Tag und Nacht, ohne Unterbruch. Bei allem, was sie taten, ob essen, arbeiten, lachen oder lieben, immer schauten sie auf die Uhr, voller Besorgnis, dass ihnen die Zeit davonlaufen könnte. Nur wer so schnell war, wie dieser kleine Zeiger da, wurde geehrt. Derjenige, der rascher als alle anderen rennen, springen oder schwimmen konnte, erhielt von den Zeitrichtern Geld oder Gold. Es soll damals – so sagen einige, die es wissen müssen – sogar Männer und Frauen gegeben haben, die nichts anderes taten, als möglichst schnell zu rennen oder zu schwimmen. Sie hofften wohl, den Zeiger der Zeit zu überholen und sich so ewiges Leben zu erringen. Doch ihr Bemühen war Trug und Wahn, denn die Zeit lässt sich nicht überlisten.“

Damals wachten auch Männer mit Uhren streng darüber, ob alle zur genau gleichen Zeit mit ihrer Arbeit anfangen. Wer zu spät kam, wurde beschimpft und verachtet.

Und so lief damals das Leben wie eine Uhr: pünktlich, exakt und mit nur leisem Surren.“

Andreas hörte ihm interessiert zu, blieb jedoch skeptisch. Dass sich Menschen früher einem dieser kleinen, runden Dinger unterworfen und ihr ganzes Leben darauf ausgerichtet hätten, erschien ihm denn doch zu unglaublich.

Eine Frau brachte ihnen eine Kanne mit selbstgebranntem Schnaps, und so sass man noch einige Zeit gemütlich beisammen, jeder einen der kleinen Pudel auf dem Schoß. Einer der Händler zündete sich eine Pfeife an und erzählte den drei Reisenden das Märchen vom Händler Saladin:

„Im untern Rheintal, nicht weit vom Bodensee, lebte einmal ein Händler namens Saladin mit seiner Frau in einer kleinen Holzhütte. Er verdiente sich sein Brot damit, dass er die Abfallberge der Alten nach Plastik, Glas und Metallen durchsuchte, um es neu einzuschmelzen und in den Dörfern rundherum zu verkaufen. Wenn er nichts oder nur wenig fand, was nicht selten geschah, war der Hunger in ihrer Hütte ihr einziger Gast. Wohl hatte er einen reichen Bruder, doch war dieser so geizig, dass er ihm nur die Rinde am Baum und das Wasser im Fluss gönnte.“

Als Saladin wieder einmal nichts fand und traurig heimwärts zog, sah er auf seinem Weg eine wilde, schwarze Katze, die in ihren Krallen einen verzweifelt zappelnden Zwerg hielt, bereit ihn zu verzehren. Rasch trat Saladin dazwischen und entriss ihr den Zwerg, obwohl die Katze gar fürchterlich fauchte und ihm den Rücken übel zerkratzte. Der Zwerg dankte Saladin für seine Rettung und versprach ihn reich zu belohnen. Leise flüsterte er ihm ein Geheimnis ins Ohr und warnte ihn gleichzeitig davor, anderen Leuten davon zu erzählen.

Saladin ging, so wie ihm der Zwerg geraten hatte, in eine nahe Schlucht, bis er vor einem steilen Felsen stand. Wie ihm geheissen, rief er dreimal ein geheimes Zauberwort und im Fels öffnete sich eine kleine Tür. Er trat in einen langen Gang, der von Glühwürmchen blass erleuchtet war. Wie er den Gang entlang lief, kam ihm eine weisse Schlange entgegen, ein goldenes Krönlein auf ihrem Kopf. Erschrocken wollte er zurückweichen, doch die weisse Schlange bat ihn freundlich zischend um etwas Milch. Saladin zeigte ihr, dass er selbst fast nichts besass. Wenn sie wollte, könne sie sein letztes Stück Brot essen. „So geh weiter“,

züngelte die weisse Schlange: „Berühre jedoch niemals den golden leuchtenden Knopf am Ende des Ganges.“

Saladin ging weiter und kam an eine schwere Türe. Er öffnete sie mühsam. An der Decke begannen riesige Glühwürmer hell zu leuchten und er sah ein grosses Gewölbe mit wertvollen Dingen vollgestopft. An der einen Wand standen dunkelgrüne, eiserne Betten, so angelegt, dass immer drei Personen übereinander liegen konnten. In der Mitte des Raums lag ein breites, drehbares Bett, an der Seite viele Knöpfe und überall liefen schwarze Schläuche zu schweren Eisenflaschen. Dahinter lagen silbrig glänzende, kleine Messer, Scheren und Nadeln auf einem Tisch, dessen Beine in kleinen Rädern endeten. In einer Ecke lagen Stapel von dicken, warmen Decken und ein Sack voller lockig weissem Engelhaar. In einem weissen, hohen Schrank entdeckte Saladin durchsichtige Handschuhe aus einem sich seidig anführenden, kühlen Stoff. Ganz hinten sah er am Rande eines schweren, drohenden Kastens den golden aufleuchtenden Knopf. Darunter stand in roten Buchstaben „Röntgenspannung 100 KV“.

Wie ihm die weisse Schlange geraten, liess er den goldenen Knopf unberührt und nahm nur die anderen Schätze in Besitz. Durch den Verkauf all der wertvollen Dinge wurden er und seine Frau bald wohlhabende Leute, sehr zum Ärger seines geizigen Bruders. Wie sich dessen Frau auch noch darüber beklagte, dass ihre Schwägerin durchsichtige Handschuhe trage und sie nicht, sann er nach, wie er dem plötzlichen Reichtum seines Bruders Saladin auf die Spur kommen könne.

Eines Tages lud er ihn zu sich ein und schenkte ihm so starken Schnaps ein, dass Saladin bald betrunken umher torkelte. Alsdann befragte ihn sein geiziger Bruder über das Geheimnis und der betrunkene Saladin erzählte ihm alles.

Kaum hatte sein Bruder das Geheimnis vernommen, raste er zum Felsen, rief dreimal das Zauberwort und als sich die Türe öffnete, stürzte er sich in den Gang. Die weisse Schlange beachtete er nicht, ebenso wenig ihre Warnung vor dem golden aufleuchtenden Knopf. Erst als er das Gewölbe betrat, erinnerte er sich an die Worte der Schlange. „Aha, die will ihren besten Schatz für sich allein behalten“, dachte er, „das wäre ja gelacht.“ Und er stürzte sich gierig auf den golden flimmernden Knopf und drückte ihn nieder.

Zuerst geschah nichts, dann begann es grünlich zu glimmen und er sah vor sich plötzlich die knochendürre Gestalt des Todes. Vor Schreck hob er die Arme, gleichzeitig hob auch das Skelett vor ihm die Arme. Da wusste der geizige Bruder, dass er seinem eigenen Tod gegenüberstand und sank entseelt zu Boden.

Noch während der Händler erzählte, hatten einige der Frauen damit begonnen, Kupferkessel, Kinder und Hühner wieder in die Wagen zu verstauen und die Maultiere erneut angeschrirrt. Sie wollten weiter landwärts ziehen, auf der Suche nach den verborgenen Schätzen früherer Zeiten. Silvan gelang es nur mit Mühe den ihnen zugeordneten Reiseproviant – gepökeltes Pudelfleisch – abzuwehren. Die Kolonne der Händler setzte sich lärmend in Bewegung. Aus allen Wagen winkte man ihnen zum Abschied zu und nochmals umkreisten die Pudel Silvans Hosenbeine, bevor die gesamte Kolonne endgültig hinter einer Waldböschung verschwand. Amseln und Krähen benützten die wiedergewonnene Ruhe, um sich den drei übriggebliebenen Menschen in Erinnerung zu rufen und nach liegengelassenen Brotkrumen zu picken.

Silvan ging zu der kleinen Ansiedlung am See, um ein Boot aufzutreiben. Erst nach langen Gesprächen und Verhandlungen erklärte sich einer der Fischer bereit, sie quer über den See zu rudern. Mürrisch verstaute der Fischer, ein bedächtiger, älterer Mann mit hageren Gesichtszügen, ihre Sachen in seinem Ruderboot und ruderte sie schweigsam vom Ufer weg. Das Eis brach erst, als ihn Andreas nach der Schlange vom Walensee fragte. Er lachte lauthals heraus, setzte die Ruder nieder und wischte sich einige Tränen mit einem schmutzigen Taschentuch ab. „Na so was“, kicherte er, „die Mär von der Walenseeschlange geistert noch

immer herum. Nein, im Walensee gibt es keine Schlangen. Obwohl der See in undurchdringliche Tiefen reicht und heimtückische Strudel schon manchen Fischer in Gefahr gebracht haben, ist uns Fischern von einer Riesenschlange nichts bekannt. Die Mär hat damit zu tun, dass früher die Strecke am Walensee so stark befahren wurde, dass es immer wieder zu Stockungen und langen Warteschlangen von Fahrzeugen kam. Von dort hat sich dann das Gerücht von einer Walenseeschlange bis ins Rheintal verbreitet.“ Immer noch erheitert, lehrte er Andreas, das Boot mit einem Minimum an Kraftaufwand über das Wasser zu rudern.

Es begann zu tröpfeln und bald darauf zu regnen. Es wurde kalt und ungemütlich. Das nun schwarze Wasser des Sees war stürmisch aufgeraut und klatschte gegen ihr Boot. Während sich Silvan und Madeleine auf dem Rücksitz frösteln in warme Decken einzuhüllen versuchten, ruderten Andreas und der Fischer gegen die Wellen an, um das Boot auf seinem Kurs zu halten. Auf ihrer rechten Seite stiegen die Felsen furchterregend in die Höhe, halb durch ständig ihre Form wechselnde Wolkenfetzen verdeckt. Am linken, näheren Ufer wurden steile Wiesen durch dunkle Wälder abgelöst.

Der Regen wurde immer heftiger und alle schlotterten vor Kälte. Silvan gab dem Fischer ein Zeichen, wieder das Ufer anzusteuern und dort nach einem Unterschlupf zu suchen. Der Fischer nickte, auch er hatte keine Lust, bei diesem Regen weiter zu rudern. In einem kleinen Weiler, nahe der aufragenden Ruinen einer ehemaligen Zementfabrik, konnten sie sich bei Verwandten des Fischers vom Unwetter erholen. Erneut sorgte die Mär von der Walenseeschlange zur Erheiterung des sonst recht einsam lebenden Ehepaares. Ihr kleines, gutgeheiztes Steinhaus war an einem runden, künstlichen Tunnel angebaut, der weit in das dunkle Innere des Berges führte. Der Mann lebte als Holzfäller und war im Sommer meist in den umliegenden Wäldern tätig. Die Frau verdiente sich – wenn sie ihrem Mann nicht bei der Arbeit half – ein Zubrot durch die Zucht von Steinpilzen, die im feuchten Tunnel prächtig gediehen. Sie kochte den unerwartet hereingeschneiten Gästen denn auch sofort eine feine Pilzsuppe.

Wie zufällig kamen später einige Nachbarn vorbei, um sich die drei weitgereisten Fremden anzuschauen. Silvan sah sich gezwungen, aus dem Süden zu erzählen. So berichtete er den staunenden Leuten von hellen Städten mit weissen Häusern, von mehrstöckigen Parteizentralen und bunt leuchtenden Moscheen. Er schilderte die alljährliche Ehrung des Heiligen Marx, vom vieltausendköpfigen Umzug, mit dem Iman von Rom und dem Ersten Parteisekretär an der Spitze, beide in einer mit goldenem Hammer, Sichel und Kreuz geschmückten Sänfte getragen, gefolgt von Würdenträgern aus Kirche und Partei, dahinter in langen Reihen die Techniker und Wissenschaftler, in schmucklose, weisse Gewänder mit dem Brillensymbol gekleidet. Als geschickter Erzähler wusste er allzu unglaubliche Tatsachen zu umgehen, um nicht ihr Misstrauen zu wecken. So berichtete er weder über die neu geschaffenen Maschinen in seiner Heimatstadt noch über seinen Flug über die Alpen.

Erst als sich die Talgkerze zu Ende neigte, verabschiedeten sich die neugierigen Nachbarn und gaben den drei müden Reisenden Gelegenheit, sich für den kommenden Tag auszuruhen. Andreas träumte von riesigen Uhren, die in einem Umzug dahin marschierten, vorbei an ehrfürchtig sich verbeugenden Menschen, jeder von einem Pudel an einer langen Leine geführt.

Der Fischer war am nächsten Morgen deutlich besser gelaunt und sprach selbst mit Madeleine, die er bisher kaum beachtet hatte. Der See war noch immer von Wellen aufgewühlt, doch es regnete nicht mehr und die Wolken lagen dünner und heller über dem Wasser. Der Fischer und Andreas ruderten abwechselungsweise. Auch Madeleines Wunsch, es einmal zu versuchen, wurde vom Fischer, wenn auch mit offener Zurückhaltung, erfüllt. Sie ruderte wacker im Kreis herum, was einige Möwen irritierte, die protestierend vom Wasser abhoben. Als Madeleine sich und die anderen genügend nassgespritzt hatte, gab sie auf und setzte sich wütend wieder auf den Rücksitz. Immerhin schienen ihre Bemühungen die

Neugier der Sonne geweckt zu haben. Sie versuchte mit all ihrer Kraft, die Wolken wegzuschieben. Ihre Strahlen beleuchteten die Mauern eines halb eingestürzten Hochhauses auf einer vor ihnen liegenden Halbinsel.

„In diesen Gemäuern spukt es“, bemerkte der Fischer mit ernster Miene, „von Zeit zu Zeit sieht man in frühen Morgenstunden vom See her eine durchsichtige Gestalt wie wild um die Mauern fegen. Der Hecht-Harry kann das beschwören. Er hat die Gestalt mehr als einmal gesehen.“

Einmal angefangen, liess der Fischer den Faden nicht mehr los, obwohl Silvan gar zu gerne ruhig vor sich hin gedöst hätte.

„Der Hecht-Harry, aber auch der Wirt von Murg haben mir die Sache mehr als einmal erzählt. Und wenn es der Wirt erzählt, muss es stimmen. In diesem Hochhaus lebte ein Hausmann mit Frau und Kind. Während seine Frau in der Spinnerei der Arbeit nachging, versorgte er das Kind, kaufte ein und kochte täglich das Essen. Daneben pflegte und putzte er leidenschaftlich seine Wohnung. Abends liess er sich müde, doch zufrieden in einen Stuhl sinken und überblickte stolz die blitzsaubere Wohnstube und sein herausgeputztes Kind. Seine Frau lobte seine Sauberkeit vor allen Nachbarn und so war alles wohl geordnet.

Bis ihn eines Tages sein Nachbar Proper besuchte und ihn vorwurfsvoll fragte, ob er denn seine Fenster nie putzen würde. Die seien ja grau vor Staub. Der Hausmann erschrak zutiefst und schämte sich in Grund und Boden, denn tatsächlich, die Fenster waren grau gestreift.

Kaum war sein Nachbar gegangen, begann er seine Fenster gründlich zu putzen. Doch immer wenn er mit einem der Fenster fertig war, war das andere schon wieder graugesprenkelt, vom Rauch der nahegelegenen Spinnerei beschmutzt. Erneut und immer wieder wusch und putzte der Hausmann die Fenster, nichts half, im Nu waren sie wieder schmutziggrau. Selbst der Weisse Ritter – der sonst das sauberste Sauber herbeizaubern konnte – wusste ihm nicht zu helfen, die Fenster waren und blieben dreckig. Die Nachbarn begannen zu tuscheln, und die Kinder auf der Strasse zeigten mit den Fingern auf den Mann mit den grauen Fenstern. Seine Frau verliess ihn mit dem Kind und ging zu Nachbar Proper. Da alles Putzen gegen den Schmutz der Fabrik nicht helfen wollte, stürzte sich der Hausmann voller Verzweiflung aus dem Fenster und ...“

Der Fischer unterbrach sich und blickte erstaunt ans Ufer, von wo ihnen ein junger Mann heftig zuwinkte. Andreas ruderte gegen das Ufer zu, wo einige Frauen und Männer aufgeregt umher rannten. Der junge Mann, der ihnen zugewinkt hatte, lief ihnen entgegen und fragte sie, ob ihnen in den letzten Stunden irgendein anderes Boot begegnet sei. Alle vier verneinten, und der Fischer wollte den Grund der Aufregung wissen. Der junge Mann stotterte heraus, dass drei Fremde frühmorgens eine Frau überfallen und sie zu vergewaltigen versucht hätten. Sie habe sich heftig gewehrt, und als ein Nachbar herbeigesprungen sei, hätte ihn der Anführer der drei kurzerhand erschlagen. Wenn sie wollten, könnten sie den Erschlagenen noch liegen sehen. Der junge Mann konnte es kaum erwarten, sie zur Leiche zu führen. Zu seinem Bedauern lehnte Silvan ab.

Von Ferne hörten sie die schreiende Stimme der überfallenen Frau, die sich in immer farbigere Schilderungen des Überfalls hineinsteigerte. Überall standen kleine Gruppen von Frauen und Männern aufgeregt schwatzend herum, und ein schwerer Bursche zeigte allen, was er mit den Mördern machen würde, sofern er sie je erwischen würde.

Von dem jungen Mann erfuhren sie, dass die Mörder nach dem Überfall eines der Boote gestohlen hätten und über den See geflüchtet seien. Er beschrieb ihnen den Anführer der drei, und Andreas erkannte in ihm den dünnen, jungen Soldaten, der Silvan und ihn im Wirtshaus „Zum schwarzen Eber“ festgenommen hatte. Wie Andreas erwähnte, den Mann zu kennen, kamen weitere Leute auf sie zu und schwenkten drohend schwere Holzknüppel. Andreas erklärte ihnen seine Erlebnisse mit den schwarzen Soldaten, lebhaft von Madeleine unterstützt, die vom erfolgreichen Aufstand der Bürger schwärmte. Zu Silvans stillem Ärger

versprach Madeleine, auf ihrer Weiterreise in den Norden nach den Mördern Ausschau zu halten. Andreas bekräftigte, dass es ihn juckte, den dürrn Anführer zwischen seine Fäuste zu bekommen. Silvan schwieg, und die umstehenden Leute begannen ihn angespannt zu mustern. So bequeme sich auch Silvan dazu, seine Bereitschaft zur Suche nach den Mördern auszudrücken. Er hatte jedoch offensichtlich keine Lust, ihre Weiterreise durch Nachforschungen nach irgendwelchen, ihnen zufällig über den Weg gelaufenen, armseligen Mördern zu verplempern.

Der Fischer wollte – unter Hinweis auf die unsicheren Zeiten, seine Familie und unerledigte Arbeiten an einem Netz – wieder heimkehren. Ihm war jede Lust an der Weiterreise vergangen. Wer weiss, möglicherweise wären sie die Nächsten, die von umherirrenden Soldaten überfallen würden. Doch sein Versuch, sich abzusetzen, kam schlecht an. Handfest wurde ihm bedeutet, die drei Reisenden weiter den Walensee hinunter zu rudern. So setzte er sich mürrisch wieder an die Ruder und schwieg beleidigt, bis nach Stunden das Ende des Sees erreicht war.

An einem Baum am Ufer lag angebunden das gestohlene Boot. Unter dem Baum lagerten vier junge Burschen, die sich sofort nach dem Überfall auf die Spur der Mörder gemacht hatten, allerdings ohne Erfolg, wenn man davon absah, dass sie sich eine Flasche Wein und ein Kartenspiel organisiert hatten. So sassen sie kartenspielernd am Ufer, den Abend abwartend, um ohne allzu schlechtes Gewissen heimkehren zu können. Sie waren sichtlich erleichtert, als ihnen Madeleine von ihrem Vorhaben erzählte, die Suche fortzusetzen. Obwohl keiner daran glaubte, dass Madeleine irgendetwas erreichen würde, waren sie doch alle froh, die weitere Verantwortung elegant weitergeschoben zu wissen. Der Fischer stand mürrisch daneben, immer die halbvolle Weinflasche im Blick, und wartete darauf, dass man ihm seine Mühe honorierte. Seine Miene hellte sich erst auf, als ihm Silvan einen Alu-Taler und ein rotgoldenes Parteiabzeichen übergab. Stolz heftete er sich das Abzeichen an seinen Kittel, nachdem ihm Silvan mit bedeutungsschwerer Stimme die damit verbundenen Ehrenregeln erklärt hatte. Sein Stolz steigerte sich noch, als Silvan Madeleine – in zwinkerndem Einverständnis – den Wunsch nach einem dieser Abzeichen mit Hinweis auf ihre Jugend abschlug.

Von einem der Burschen konnte Andreas in Erfahrung bringen, dass sich in der Gegend ein kleines Kloster befinde, in dem sie sicherlich übernachten könnten. Unverzüglich machten sich die drei auf den Weg, einen zufrieden nach Hause rudenden Fischer und vier kartenspielende Burschen hinter sich lassend.

Tatsächlich erreichten sie vor dem ersten Eindunkeln das kleine Kloster, ein von efeumrankten Mauern umschlossenes Anwesen: ein breites Gemeinschaftshaus, eine kleine Kapelle sowie ein sorgfältig gepflegter Gemüse- und Kräutergarten. Im Hintergrund erklangen das Klopfen von Steinen und das Gegacker von Hühnern, die neben der Kapelle nach Würmern Ausschau hielten. Mitten im Garten stand ein kleiner, rundlicher Mann mit rosigem, bartlosem Gesicht, gerade mit dem Umstechen der Erde beschäftigt. Der Mönch begrüßte sie freundlich.

„Willkommen im Kloster des Heiligen Martin. Klein, aber fein“.

Plötzlich fiel ihm auf, dass sich unter den Besuchern auch eine junge Frau befand. Er runzelte die Stirn und eilte wortlos davon, den Vorsteher zu unterrichten. Das Steinklopfen hörte auf, und ein älterer Mann mit langem, rostbraunem Bart und vollen Lippen kam ihnen entgegen, in der einen Hand immer noch einen schweren Steinhammer.

„Willkommen in unserem bescheidenen, kleinen Kloster. Fremder Besuch ist selten. Uns desto willkommener. Bruder Moritz hat gesagt, dass sich unter den Besuchern auch eine junge Frau befindet. Dies ist für uns eine ungewöhnliche Situation.“

„Aber ich hoffe“, wandte er sich an Madeleine, „Dass Ihr genügend Schicklichkeit beweist, um uns nicht in Verlegenheit zu bringen.“

Madeleine nickte und zitierte einen Bibelsalm, was ihr die stillschweigende Anerkennung des Klostervorstehers und einen verwunderten Blick von Bruder Moritz einbrachte. Aus allen Ecken des Klosters kamen Mönche, die gerade jetzt irgendwelche dringlichen Angelegenheiten mit dem Klostervorsteher zu besprechen hatten. Bald waren die drei Besucher von einem ganzen Ring von Mönchen umringt, die bemüht waren, ihre verlegene Neugier der jungen Frau gegenüber zu verbergen.

Vor dem Abendessen blieb noch Zeit, sich etwas im Kloster umzusehen. Andreas und Silvan, schon leicht hungrig, schlenderten unauffällig in Richtung der Küche, von wo ihnen verlockende Düfte entgegenkamen. Ein junger, schlaksiger Mönch verriet ihnen einiges über die Zubereitung feiner Kräutersaucen, und sie halfen ihm beim Pürieren von Kartoffelstock.

Madeleine dagegen verliess die Küche bald wieder und schloss sich Mönchen in sportlich weissen Kutten an, die sich zu einer vor der Kapelle stehenden Hütte begaben, ihre täglichen Judoübungen zu absolvieren. Mit Interesse sah sie zu, wie sich die Mönche in eleganten Schwüngen gegenseitig aufs Kreuz legten. Ein kleiner, glatzköpfiger Mönch, durch einige missglückte Beinsprünge leicht irritiert, wandte sich Madeleine zu und übte mit ihr einige hübsche Fallübungen. Er machte sie darauf aufmerksam, dass im Judo nur langes, beharrliches Üben und eine entsprechende geistige Einstellung zum Erfolg führten.

Die kleine, helle Glocke der Kapelle ertönte, und alle begaben sich rasch in den Gemeinschaftsraum, einen langen, rechteckigen Saal, in dem eine hellblau getönte Holzdecke mit aufgemalten Wolken den unendlichen Himmel über ihnen symbolisierte. An den Wänden standen feingeschnitzte Madonnen und putzige Jesuskindlein, mitten drin ein ziselierter, kleiner Schrein, der den einzig echten Herzschriftmacher des Heiligen Martin enthielt. Die Mönche und ihre drei Gäste setzten sich an den langen, schweren Eichentisch. An jedem Platz waren zwei schalenförmige Einbuchtungen, so dass man sich die Teller ersparen konnte. Zwei Mönche brachten als erstes heisse Hafersuppe, die sie allen in die Tischlöcher schütteten.

Nach einem kurzen, vom Vorsteher eingeleiteten Dankgebet begann leises Schlürfen, durch die ungewohnte Anwesenheit einer jungen Frau merkbar gehemmt. Immer wieder blickten die Mönche verstohlen zu Madeleine, die mit ihren langen, dunkelblonden Haaren und ihrem heiteren, schmalen Gesicht allzu deutlich den hinter ihr aufgestellten Holzmadonnen glich. Obwohl sich der Klostervorsteher jede Mühe gab, offene Ruhe und Selbstsicherheit auszustrahlen, löste sich die Stimmung erst, als der an einer luftigen Kräutersauce angerichtete Kartoffelstock aufgetragen wurde. Im Nu verwandelte sich der Tisch in eine vielfältige Landschaft von sorgfältig aufgestockten Bergen und würzigen Seen. Während sich der Klostervorsteher mit einem einfachen Ringsee begnügte, war Bruder Moritz heftig damit beschäftigt, Verbindungsgräben und Kanäle durch den Kartoffelstock zu schaufeln. Madeleine gegenüber wetteiferten andere Mönche im Bau möglichst hoher Staumauern, die allerdings die erste Essenrunde kaum überstanden und den Kartoffelstock voll der Überflutung überliessen.

Noch während die letzten Berge und Seen in den hungrigen Bäuchen verschwanden, erzählte Silvan den erstaunten Mönchen von der himmelshohen Kuppel der Petersmoschee, die nach ihrem Einsturz noch schöner und schwebender als vorher wieder erstanden war. Und er beschrieb ihnen den mit Saphiren und Diamanten verzierten Tabernakel im hinteren Teil der Moschee, der den einbalsamierten Leichnam des ersten Imams von Rom enthielt. Einer der Mönche war besonders an den elektrischen Mäulern interessiert, die überall in Rom allen Gläubigen lautstark den Ruf des Imams weitertrugen und fünfmal am Tage zum gemeinsamen Gebet aufriefen. Sein Vorschlag, auch im Kloster ein solches elektrische Maul einzurichten, fand jedoch bei den übrigen Mönchen nur gedämpfte Begeisterung. Dies hielt ihn allerdings nicht davon ab, sich mit Silvan erregt über verschiedene Konstruktionsprinzipien und Membrantypen zu unterhalten zum Verdruss des Vorstehers, der lieber die neusten Bibelinterpretationen diskutiert hätte. Als auch noch ein heftiger Disput

über akustische Spezialprobleme entbrannte, liess der Vorsteher die Tafel aufheben und die Mönche zum abendlichen Gottesdienst in der Kapelle rufen.

Ruhig und in lang eingeübter Reihenfolge erhoben sich die Mönche und verliessen den Gemeinschaftsraum, um sich zur Kapelle zu begeben. Ihre drei Gäste schlossen sich ihnen unaufgefordert an. Die Kapelle erwies sich als alt wirkendes, kleines Steingebäude, das aus einer bunten Mischung von Natursteinen und roten Backsteinen zusammengefügt worden war. Vor der Kapelle pickten einige Hühner in der Erde herum. Von den Mönchen erschreckt, verlief sich eines in die Kapelle, von wo es erst nach einigem Suchen unter dem Altar hervorgeholt werden konnte. Die Einrichtung der Kapelle war bescheiden: Einige roh gezimmerte Bänke, einige vergoldete Holzkreuze sowie ein kleiner Steinaltar. Einzig auffälliger Gegenstand war ein handgewobener Bildteppich, der das Martyrium des Heiligen Martin darstellte: der Heilige Martin lag festgebunden auf einem flachen, weissen Tisch, der von einer runden Lampe erbarmungslos hell angeleuchtet wurde. Über seinen nackten, ausgemergelten Körper liefen schwarze Schläuche, deren Köpfe sich in seinen Leib zu bohren schienen. Um ihn herum standen unheimliche, grün gekleidete Gestalten, Mund und Nase durch Tücher abgedeckt, so dass nur lauernde Augen sichtbar waren. In ihren behandschuhten Händen hielten sie spitze Zangen und Messer, darauf wartend, den Bauch des Heiligen aufzuschneiden. Nur das ruhig lächelnde Gesicht des Heiligen sowie ein junger, buschiger Hund, der in einer Ecke des Bildes mit einem Knochen spielte, gaben dem Bild noch eine heitere Note.

Andreas verfolgte die Predigt nur mit halben Gedanken, immer wieder durch das unheimliche Bild abgelenkt. Ein Blick zu Madeleine, die neben ihm sass, zeigte ihm, dass auch sie sich mit dem Bild beschäftigte.

Nach der Predigt und den obligaten Gebeten bestürmten beide den Vorsteher, ihnen den Bildteppich zu erklären. Der Vorsteher, der auf diese Gelegenheit nur gewartet hatte, begann:

„Der Heilige Martin war vormals, zur Zeit der materiellen Verschwendung und Versuchung, ein gottesfürchtiger Mann. Er arbeitete fleissig, half seinen Mitmenschen, wo er konnte, und verzichtete zeitlebens auf Alkohol und hormongespritztes Kalbfleisch. Doch wie schon Hiob wurde er auserwählt, schwere Prüfungen über sich ergehen zu lassen.

Als er alt geworden und sich schon auf den Tod freute, brachte man ihn in ein mehrstöckiges Spital, fern von allen, die er kannte und liebte. Da wurde alles getan, um ihn am friedlichen Sterben zu hindern: Ärzte bombardierten ihn mit Fragen, untersuchten ihn bis zur Ohnmacht und brachten ihn dann in den Operationssaal. Er wurde auf einem weissen Tisch festgebunden, von kalten Schläuchen umgeben – so wie es der Teppich darstellt -, und sein Martyrium begann. Man öffnete ihm die Brust, nahm ihm sein Herz heraus, um es durch das fremde, kalte Herz eines Toten zu ersetzen. Danach nähte man ihn wieder zusammen, und es ging ihm von Tag zu Tag schlechter. Schmerzen peinigten ihn, und sein Herz schlug kalt und fremd. Doch man liess ihn nicht sterben. Alle seine Bitten wurden abgelehnt. Nochmals und nochmals wurde er aufgeschlitzt, operiert, zugenäht und mit Medikamenten vollgespritzt, so dass sich ihm die Sinne verwirrten. Trotz seiner heftigen Schmerzen blieb sein Glaube ungebrochen, und er verzieh seinen Peinigern, die ihm keine Ruhe gönnten und alles daran setzten, den Tod fernzuhalten, dem Wahn folgend, später für sich selber ewiges Leben zu gewinnen.

Obwohl er ohne Bewusstsein lag und im Nirgendwo zwischen Diesseits und Jenseits schwebte, wurde er jahrelang künstlich am Leben erhalten, bis Gott ungeduldig wurde und ihn doch noch seinen Ärzten entriss. Sein Leiden ist für uns ständige Mahnung, dass zu einem würdigen Leben auch ein würdiger Tod gehört.“

Nach längerem Schweigen erwiderte Madeleine: „Ich habe auch schon gehört, dass unsere Vorfahren sich zeitlebens vor dem Tod gefürchtet haben und die Sterbenden weit von sich

schoben, um nicht ständig daran erinnert zu werden, dass Leben und Tod eine untrennbare Einheit bilden.“

Madeleine und der Vorsteher diskutierten noch eine Weile über Leben und Tod. Andreas hörte ihnen mit gemischten Gefühlen zu, ihm war beim Thema unbehaglich zumute. In seinem Heimattal hatte man den Tod nie offen beim Namen genannt, dies brachte Unglück. Er war denn froh, als die kleine Glocke die Mönche und ihre Gäste zur Nachtruhe ermahnte.

Den nächsten Tag marschierten sie durch eine flache, sonnenbeschienene Landschaft. Kleine Wälder, Felder, Weiden und dazwischen immer wieder sumpfige Gebiete, die sie zu einigen Umwegen zwangen. Die Mönche hatten sie frühmorgens noch einmal bewirtet und ihnen zum Abschied ein rassiges Te Deum gesungen, das Andreas noch lange nachsummite. Am Rand eines kleinen Gebüsches nahe beim Kloster war es Andreas gelungen, ein wildes Huhn zu fangen.

Er und Madeleine hatten sich während des Marsches damit vergnügt, das Huhn zu rupfen und ihren Weg mit flaumigen Federn zu schmücken. Obwohl die Gegend offensichtlich bewirtschaftet wurde, begegnete ihnen lange Zeit kein Mensch. Nur in der Ferne waren hie und da bewohnte Bauernhöfe zu sehen. Da die Sonne für einmal kräftig schien, lagerten sie sich gegen Mittag in der Nähe eines kleinen Tümpels ins Gras, einige Ameisen aufstöbernd, die erfolglos eine Erstbesteigung von Silvans Beinen versuchten. Ein Feuer wurde angemacht und bald konnte jeder seinen knusprig gebratenen Teil des erbeuteten Huhns verzehren. Selbst Madeleine, vegetarisch erzogen, knabberte mit Vergnügen am schmackhaften, etwas zähen Hühnerfleisch. Auch die Ameisen erhielten für die Störung einen ganzen Berg Hühnerknochen, die sie erregt zu untersuchen begannen. Andreas und Madeleine blickten den Ameisen zu, und Silvan blickte verträumt ins auflodernde Feuer. Er war zufrieden, da er spürte, dass sie die wildesten Gegenden hinter sich hatten und in Kürze zivilisierte Gegenden erreichen würden.

Allerdings, auch bei ihrem Weitermarsch begegneten sie vorläufig keinem Menschen, abgesehen von einem schmutzigen Kind, das sich vor einem Stall mit einem riesigen Hund fröhlich um ein Stück staubiger Brotrinde balgte. Erst am späteren Nachmittag gelangten sie zu einer bunt zusammengewürfelten Ansiedlung, die sich um einen ehemaligen Bahnhof gruppierte. Einige Schweine begrüßten sie schnüffelnd und einige Frauen unterbrachen am Brunnen ihre Wäsche, um sich nach den Fremden umzusehen. Eines der Häuser gab sich als Gasthaus zu erkennen, obwohl es ebenso klein und ärmlich wirkte wie alle anderen. Die Wirtsstube, von Zeit und Rauch dunkel gebeizt, war entsprechend klein und schmucklos: drei runde Tische, einige Stühle mit herzförmig geschnittener Lehne, an der Wand als einziger Schmuck ein Hirschgeweih sowie ein altes Metallschild „Für die Garderobe wird nicht gehaftet“. Auf einem der Tische standen einige staubige Gläser und Flaschen mit schillernd grünem Schnaps.

Es liess sich vorerst niemand blicken, trotz ihrer Rufe. Erst nach geraumer Zeit blickte kurz ein schüchternes Kindergesicht in die Ecke, verschwand, und sie hörten eine weinerliche Stimme nach der Mama rufen. Eine verhärmte, schwangere Frau kam ihnen entgegen, von der Anwesenheit dreier Gäste sichtlich überrascht.

„Wir möchten übernachten und auch etwas zu Abend essen“, antwortete Silvan auf ihren fragenden Blick.

„Na so was, das ist aber dumm“, rief sie erschreckt: „Es ist nur noch ein Zimmer mit zwei Betten frei. Das andere Doppelzimmer habe ich schon an einen anderen Gast vermietet.“

Sie überlegte angestrengt. „Er ist ein umgänglicher Mensch. Vielleicht kann ich einen von euch bei ihm einquartieren, für eine Nacht. Ich wüsste sonst nichts.“

So setzten sich die drei Reisenden vorerst an einen der runden Tische, und die Frau brachte ihnen Maisbrot, Käse, Senf sowie einen leicht übersäuerten Most. Sie hatten kaum richtig

zugegriffen, als ein mittelgrosser, bärenstarker Mann mit lehmverkrusteten Stiefeln und einem grauen Drillanzug in die Wirtsstube trat. Ein krauser Bart bildete das Gegenstück zu einer feuchtglänzenden Glatze und einer dicken, roten Nase. Dicke Augenbrauen hätten ihm ein wildes Aussehen gegeben, wenn darunter nicht zwei lustige Schweinsäuglein durch runde Augengläser gezwinkert hätten. Der Mann begrüßte sie mit leichtem Gebrumm und verschwand nach oben, wo man ihn rumoren hörte.

Die schwangere Frau flüsterte Silvan zu: „Das ist der andere Gast. Ich werde ihn gleich fragen, ob er mit einem von euch für eine Nacht sein Zimmer teilen möchte.“

„Das ist sicher ein Holzfäller aus der Gegend“ vermutete Silvan und wartete stolz auf die Bestätigung seiner Menschenkenntnisse.

„Oh nein, das ist ein Gelehrter. Immer schleppt er sich mit schweren Büchern ab. Er gräbt in der Gegend irgendwelche alte Sachen aus, einen ehemaligen Friedhof oder so was ähnliches.“

Silvan war sofort interessiert und ging selbst nach oben, den anderen Gast zu begrüßen. Er kam bald wieder zurück, seine rot gedrückte Hand an sich gepresst. „Alles in Ordnung. Ich werde diese Nacht bei ihm untergebracht. Er ist Archäologe aus Basel, der hier in der Nähe seine Grabungen durchführt.“ Zu Andreas grinste er: „Wie die Dinge liegen, wirst du mit Madeleine zusammen das andere Zimmer teilen müssen.“ Andreas blickte rasch zu Madeleine, doch diese zuckte nur gleichmütig mit den Schultern und knabberte weiter an ihrem Stück Maisbrot.

Vom oberen Stock kam der andere Gast herunter, nickte Silvan zu und begrüßte die beiden anderen mit kräftigem Händedruck. In aller Schnelligkeit stopfte er sich ebenfalls mit Brot, Käse und saurem Most voll, schlug sich dann kräftig auf den Bauch und schlug vor, den angebrochenen Abend mit einer Runde Jass zu vollenden. Die Wirtin brachte Karten, Kreide, eine Schiefertafel und Silvan wurde rasch und sicher in die Geheimnisse des Jassens eingeweiht. Zimmer ein, Silvan und Karl – so hiess der Archäologe – spielte gegen Zimmer zwei, Madeleine und Andreas, der immer noch fieberhaft überlegte, wie er sich in der auf ihn zukommenden, ungewohnten Situation zu benehmen habe. Im gleichen Zimmer mit einer unverheirateten, jungen Frau zu übernachten wäre in seinem Heimatdorf undenkbar gewesen, Anlass für jahrelanges, böses Geschwätz.

Da sich Karl, ein routinierter Jasser, der die Karten mit Wucht auf den Tisch zu schmettern wusste und Silvan, ein Routinier im Bluffen, von Anfang an gut verstanden, entschieden sie die ersten Runden klar für sich. Bis Silvan, dem der saure Most aufstiess, genug gespielt hatte und das Spiel abbrechen liess. So gingen alle in ihre Schlafzimmer, Andreas hinter Madeleine, immer noch unsicher, wie er sich zu verhalten habe. Ihr Zimmer war klein und dunkel, die eine Hälfte mit den zwei nebeneinander liegenden, schweren Betten verstopft. In einer Ecke stand eine Schüssel mit kaltem Wasser. Andreas wollte sich angekleidet ins Bett legen, doch Madeleine spottete und ermahnte ihn, sich doch auszuziehen und gründlich zu waschen. Um seine Verlegenheit unbekümmert, zog sich Madeleine aus und begann sich fröstelnd zu waschen. So zog auch Andreas Pullover und Hemd aus, um sich - wenn auch eher widerwillig – ebenfalls anzufeuchten. Madeleine lachte und spritzte ihn an. Er spritzte zurück und im Nu kam es zu einem nassen Gerangel, das bald in warme Umarmungen überging.

Als Silvan am nächsten Morgen mit Karl in die Wirtsstube hinunterstieg, waren die beiden schon beim Morgenessen. Silvan fragte überfreundlich, ob sie beide gut geschlafen hätten. Andreas wurde rot und schwieg, während Madeleine ihn anlächelte, mit einem Gesicht, das der einer Katze glich, die eben einen Kanarienvogel vernascht hatte.

Silvan und Karl setzten sich ebenfalls an den Tisch, um mit dem Morgenessen zu beginnen: warme Milch, Brot sowie ein hartgesottenes Ei. Das Ei schälend und Brot zwischen den Zähnen murmelte Silvan zu Andreas:

„Karl hat uns eingeladen, die Grabungsstelle zu besuchen. Er ist daran, einen nach seinen Worten sehr vielversprechenden Autofriedhof freizulegen.“

Silvan hatte den Archäologen, kaum waren sie gestern Abend allein in ihrem Zimmer gewesen, auf die Archivare angesprochen. Karl hatte ihn verdutzt angesehen und nach einigem Überlegen erwidert: „Persönlich habe ich keinen Kontakt zu ihnen. Es ist schwierig an sie heranzukommen. Auch sind die meisten blutige Laien, von denen ein seriöser Archäologe am besten die Finger lässt. Ich kenne jedoch jemanden in Basel, der dir sicher weiterhelfen kann.“

Er flüsterte Silvan in halb verschwörerischem Ton eine Adresse zu. Silvan hatte auch erfahren, dass sich das Archiv irgendwo südlich von Basel befinden sollte, tief in einem Berg versteckt. Karl selbst war an der Universität Basel beschäftigt und halb aus politischen Gründen hierher gezogen.

„Die Lage in Basel spitzt sich immer mehr zu. Mir wurde das Ganze zu unsicher. So habe ich mich für diesen Auftrag – abseits der weiten Welt – gemeldet, nachdem ein Händler aus der Gegend uns den Fund eines umfangreichen Autofriedhofs gemeldet hatte. Hier kann ich ungestört arbeiten und endlich mein Hauptwerk über das Barockzeitalter im Autobau vollenden.“

Karl hatte Silvan dazu gezwungen, sich einige seiner Fundstücke anzusehen, die er ihm mit viel Gewicht auf Details erklärt hatte: verschiedene Vergasertypen, noch fast ganz intakte Bremsscheiben und Gaspedale. Als Karl ihm noch einen fachtechnischen Vortrag zur Zeitbestimmung von Metall-Legierungen halten wollte, hatte Silvan abgewunken und ihm bedeutet, dass er morgen in Andreas und Madeleine interessierte Zuhörer finden würde.

Karl konnte es denn diesen Morgen kaum erwarten, den beiden Jüngeren sein Grabungsfeld zu zeigen und sie in die faszinierende Welt der Industriearchäologie einzuführen. Kaum war das letzte Ei verschluckt, wurden sie im Laufschrift zum Autofriedhof gehetzt. Vorerst war nicht viel zu sehen. Andreas und Madeleine blickten etwas ratlos in der Gegend umher: eine kleine unordentlich eingerichtete, schiefwinklige Hütte neben einem buschigen Weidenstrauch enthielt Werkzeuge und einige nummerierte, rostige Metallteile. Rund um die Hütte war die Erde aufgewühlt, als ob eine Herde Wildschweine eine Orgie gefeiert hätte. Einige Pflöcke sollten andeuten, wo der Autofriedhof begann und endete: rostbraun gefärbte Erde, hie und da einige matt glänzende Teile, einige Steine.

Wieselflink sprang Karl über Steine und Erdbrocken und wies auf ihm wichtig scheinende Punkte hin. „Hier liegen die Reste eines Lastwagens, schwere, übermannshohe Fahrzeuge, mit denen Tonnen von Material übers Land gefahren wurden. Dort konzentrieren sich Funde aus der Blütezeit des Autobaus, daran erkennbar, dass auch neuere Fahrzeuge verschrottet wurden. Weiter hinten sind Funde aus der Endzeit: kleinere Wagen, sparsamer im Verbrauch. An dieser Stelle hier habe ich verschiedene Schichten exemplarisch übereinandergeschichtet. Ganz unten frühe, technisch noch unreife, archaische Exemplare, einfache, klassische Formen, zum Teil noch gute Handarbeit. Darüber Schicht II, das von mir benannte „barocke“ Zeitalter des Autobaus. Lange, schnelle Wagen, verschwenderisch in der Ausstattung und im Gebrauch, eine Vielfalt von Formen und Modellen, schnelllebig und störanfällig. Eine nur kurz währende Blütezeit, die den Keim der Dekadenz schon in sich trug. Darüber liegt die dünne Schicht III, beginnende Endzeit. Die Wagen werden wieder kürzer und sparsamer, vereinzelt tauchen auch wieder Pferdeknochen auf.“

Er sprang weiter und winkte Andreas und Madeleine heftig zu sich. „Hier meine neuesten Grabungen: die Kapelle des Autofriedhofs. An dieser Stelle – so die auch durch andere Ausgrabungen erhärtete Tatsache – haben sich die trauernden Autobesitzer versammelt, um in stiller Andacht oder auch leise weinend das Begräbnis ihres geliebten Autos zu verfolgen. Zumeist wurde die Trauerfeier durch Klageweiber begleitet. In schwarze Kleider eingehüllt, haben sie das schrottreife Auto auf seinem letzten, kurzen Weg begleitet. Vor ihnen schritt der

Priester, der die letzte Ölung gab und die Trauernden mit schlichten Verkehrstips zu trösten versuchte. Einer meiner Kollegen meint, dass die Trauerfeier auch erotische Momente hatte. Ich meinerseits bin in diesem Punkt anderer Ansicht.“

Er wollte sich gerade in eine langfädige Fachdiskussion stürzen, als ihm Silvan klar machte, dass sie ihre Reise fortsetzen müssten. Sie verabschiedeten sich von Karl, nicht ohne vorher das Versprechen abgeben zu müssen, sich in die doch sehr interessante Fachliteratur einzuarbeiten und sich alle fünf Finger der rechten Hand zerquetschen zu lassen.

Andreas und Madeleine verliessen ihn, immer noch leicht verwirrt. Sie hatten von seinem sprudelnden Vortrag so gut wie nichts verstanden. Karl ging unverzüglich wieder an seine Arbeit. Beim Zurückblicken sah ihn Madeleine kniend mit einem Spachtel in der Erde herumwühlen.

In der Folge erreichten sie eine Gegend, die bewohnter war und in der die Leute weniger misstrauisch schienen. Jedenfalls hatten sie keine Mühe, sich den kürzesten Weg zum See zeigen zu lassen und ihre Vorräte aufzustocken. Eine Zeitlang schloss sich ihnen ein junger Tischler an, der in einem der nächsten Dörfer Arbeit annehmen wollte. Er war vor allem an Madeleine interessiert, verliess sie jedoch schon bald, um sich im nächstgelegenen Wirtshaus gründlich und sorgfältig auf seine Arbeit vorzubereiten.

Eine zunehmende Zahl von Möwen zeigte an, dass sie sich dem Zürichsee näherten. In einem kleinen Dorf in der Nähe des Sees stiessen sie auf eine erregt diskutierende Menschengruppe. Sie erfuhren, dass einige fremde Taugenichtse nachts in einen der Keller eingedrungen waren und sich mit Schnaps und Würsten eingedeckt hatten. Besondere Empörung erregte die Tatsache, dass die wachstehende Dorfgans ebenfalls verschwunden war und nun wahrscheinlich in irgendwelchen unnützen Bäuchen lag.

Aus einer der Gassen kam heftig winkend ein schwächlicher Knabe. Sein Vater habe im Schilf Möwen kreischen und kreisen sehen. Da seien sicher die Diebe, die sich dort versteckt hielten.

Im Nu hatten sich alle Anwesenden mit Stecken, Mistgabeln oder Steinschleudern bewaffnet und der Zug bewegte sich lärmend seewärts. Da einer der Dorfbewohner, scharfsichtig, entdeckte, dass Silvan eine Pistole mit sich trug, war die Lage klar: auch die drei Reisenden mussten mit. Silvans Hinweis auf dringliche Geschäfte und Termine nützten ihm wenig. Zwischen zwei kräftige Bauernfrauen eingezwängt, musste er sich mit auf den Weg begeben.

Kaum aus dem Dorf, sahen sie mitten im Schilfgürtel – der bis weit in den See hinein stiess – eine Schar Möwen kreisen, hinab stechen und wild um sich schlagend, einander verfolgend, auftauchen. Einer der Bauern befahl Ruhe und alle versuchten, sich möglichst leise zu bewegen, was bei einigen zu nur mühsam unterdrückten Gekicher führte. Plötzlich hatte eine der Frauen die Idee, es sei vielleicht besser, auch vom See her anzugreifen. Die Diebe könnten sich sonst womöglich über den See flüchten. Sicher hätten sie auch Boote gestohlen. Kurze Diskussion und man teilte den Haufen in zwei gleiche Teile. Silvan wurde – trotz seiner Beteuerungen, dass er garantiert seekrank werde – der Gruppe zugeteilt, die vom See her angreifen sollte, ebenso Andreas. Zu ihrem Missmut musste Madeleine auf dem Land verbleiben, doch alles Argumentieren nützte nichts, da man ihren Ruderkünsten zu Recht misstraute.

So wurde das vermutete Lager der Diebe von zwei Seiten eingekreist. Allerdings vergass man in der Begeisterung, sich gegenseitig abzustimmen. Das Schilf wurde vom Land her gestürmt, noch bevor die andere Gruppe ihre Boote bestiegen hatte. Dass man wirklich die Richtigen bestürmte, zeigte sich schon an den überall herumliegenden Gänsefedern. Die aus ihrer friedlichen Ruhe aufgestörten „Halunken“ und „Gänsemörder“ verloren keine Zeit, die

ihnen entgegen geschleuderten Beschimpfungen auf stilistische Ungereimtheiten zu untersuchen, sondern setzten sich rasch in die danebenliegenden Boote und ruderten so rasch wie möglich aufs offene Wasser hinaus. Madeleine erkannte in einem der Flüchtenden den dünnen Anführer der schwarzen Soldaten. Ein Teil der Dorfbewohner drohte den Flüchtenden mit der Faust. Einer versuchte gar seine Steinschleuder, traf jedoch keines der Boote. Andere reagierten rascher und machten sich hinter die verbliebenen Reste der Gans und einige noch halbvolle Schnapsflaschen.

Als die zweite Angriffsfront vom See her auftauchte, waren zwei der Boote schon zu weit entfernt, als dass eine Verfolgung lohnend erschien. Silvan erkannte jedoch deutlich den dünnen Anführer der Soldaten, der ihnen immer wieder über den Weg gelaufen war. Ebenso erkannte der seinen Gegenspieler, von dem er nun annehmen musste, dass er ihn gezielt verfolgte, aus welchen Gründen auch immer.

Nur eines der Boote war nahe dem Ufer geblieben und drehte sich hektisch im Kreis. Seine Insassen waren entweder ungeübte Ruderer oder halb betrunken. Mit lautem Hurrageschrei wurde dieses Boot gekapert, wobei Silvan, vom Ruder eines der Boote an der linken Schulter getroffen, fast in den See gefallen wäre. Das beigebrachte Boot wurde ans Ufer gelotst, wo die erwischten Diebe vorerst einmal kräftig durchgeprügelt wurden. Die vom See kommende Angriffsgruppe wurde von den am Ufer verbliebenen laut als Helden gefeiert. Die Helden machten allerdings lange Gesichter, als sie sahen, dass auch die letzten Überreste der Gans und der ganze Schnaps verschwunden waren. So beschloss man einstimmig, den errungenen Sieg im Wirtshaus des Dorfes weiter zu feiern. Im Siegesrausch überliess man das eroberte Ruderboot grosszügig den drei Reisenden. Das gehöre ja nicht ihnen, sondern einem vom Nachbarsdorf. Silvan war dies mehr als recht, hatte er doch als einziger bemerkt, dass sich im Boot ein prallgefüllter Beutel mit Alu-Talern befand.

Ohne die endgültige Zusammenstellung des Triumphzuges der Dorfbewohner abzuwarten, ruderte Andreas in den See hinaus. In gehöriger Entfernung vom Ufer teilte Silvan die erbeuteten Alu-Taler in drei gleiche Teile. Dabei bemerkten sie nicht, dass ihnen ein Boot entgegen ruderte. Erst Madeleine erblickte das rasch näher kommende Boot mit seinen fünf Männern, darunter wieder der dünne Anführer der schwarzen Soldaten. Auch Andreas bemerkte nun das Boot und legte sich kräftig in die Ruder. Doch das andere Boot war schneller und kam ihnen immer näher. Einer der Männer zog eine Steinschleuder hervor und begann sie mit harten Plastikkugeln zu beschiessen. Die meisten fielen ins Wasser. Eine Kugel traf Andreas an der Schulter. Madeleine sah ihn fragend an und wurde im gleichen Augenblick an der Stirn getroffen, wo sich rasch eine riesige Beule bildete. Wütend schnappte sie sich die Pistole von Andreas und noch bevor Silvan reagieren konnte, hatte sie abgedrückt. Es knallte laut, widerhallend über den See. Einige Enten flogen erschreckt davon. Das andere Boot war offensichtlich nicht getroffen worden, doch der unerwartete Schuss hatte genügt, die Männer kurz zu erschrecken, so dass sich ihre Ruder ineinander verkeilten. Eine kurze, scharfe Auseinandersetzung, und das andere Boot nahm seine Fahrt rasch wieder auf. Das Ganze hatte ihnen jedoch genügend Zeit gebracht, um den Abstand wieder zu vergrössern und mit vollem Einsatz dem Ufer entgegenzusteuern. Am Ufer waren drei Holzfäller zusammengelaufen. Vom Knall des Schusses aufgeschreckt, blickten sie angestrengt auf den See hinaus. Silvan schrie ihnen die Situation hinüber. Sie verstanden nichts, doch hielten sie ihre Äxte fest in der Hand. Unterdessen drehte das andere Boot um und ihnen finster nachblickend steuerte der Dünne seine Männer wieder auf das gegenseitige Ufer zu.

Andreas ruderte erleichtert ans Ufer und erklärte den drei Holzfällern die Situation nochmals im Einzelnen, da sie vom Geschrei Silvans kaum etwas verstanden hatten. Sie blickten die drei Fremden vorerst ungläubig an. Erst wie Andreas den Diebstahl der Dorfgans erwähnte, legte sich ihr Misstrauen und sie begannen die drei Reisenden freundlich zu begrüssen. Sie wurden noch freundlicher, als ihnen Silvan das Ruderboot schenkte. Zwei der

Männer zogen das Boot eilig ganz ans Land, um es fachmännisch abzuklopfen. Sie schienen zufrieden, denn sie grinsten lachend zu ihrem Kollegen zurück. Der dritte Holzfäller versuchte Silvan den Weiterweg zu erklären. Silvan fragte ihn, ob es weiter oben am See irgendwelche Möglichkeiten zum Übernachten gebe, irgendein Wirtshaus oder etwas Ähnliches. Der Mann kratzte sich die Ohren und überlegte murmelnd, ging dann zu den anderen zwei hinüber. Nach kurzer Beratung kam er wieder zurück und erklärte ihnen, dass der ältere Bruder einer der Holzfäller sie sicher aufnehmen würde. Es seien allerdings noch gut zwei bis drei Stunden Wegs. Sein Haus befinde sich weiter seewärts, auf einem kleinen Hügel über dem See. Auf ein Stück Rinde kritzelte er einige Zeichen. Sie sollten dies dort vorzeigen, man würde sie dann sicher freundlich empfangen.

Sie verabschiedeten sich von den drei Holzfällern, die wieder daran gingen, die Rinde von den gefällten Bäumen abzuschälen. Das angegebene Haus auf dem Hügel erreichten sie allerdings erst am späteren Nachmittag, da Silvan sich unterwegs an einer Wurzel den linken Fuss leicht verzerrt hatte und zeitweise nur mühsam vorankam. Das Haus – ein solid zusammengefügt Blockhaus – lag zuoberst auf der Kuppe eines kleinen, flach abfallenden Hügels, von dem aus man weit über den See blickte. Wie ein breites, ruhiges Band zog sich der See gegen Norden. Nicht weit von ihnen griff eine Halbinsel wie ein Finger tief in den See, fast bis zum gegenseitigen Ufer, wo eine kleine, befestigte Stadt sichtbar wurde. Auf ihrer Uferseite, etwas weiter entfernt, lagen zwei kleine Inseln. Vor der grösseren stieg ein dünner Rauch steil in den Himmel.

Das Gegacker von Hühnern und Gänsen unterbrach ihren Blick in die Ferne. Eine weiss-schwarz gemusterte Ziege kam heran gerannt und begann aufdringlich, ihre Mantelsäcke zu durchsuchen. Aus der Tür des Blockhauses kam eine kleine, feste Frau mit pechschwarzen, langen Haaren, merkwürdig schlitzförmigen Augen und gelblich-brauner Gesichtsfarbe. Sie blieb unschlüssig unter dem Türrahmen stehen und blickte ihnen ängstlich entgegen. Madeleine ging zu ihr und überreichte das gezeichnete Stück Rinde. Sofort verwandelte sich ihr Gesicht und sie begrüßte die drei Fremden mit vielen leichten Verbeugungen. Danach verzog sie sich geschäftig in die Küche und gab ihren Gästen genügend Gelegenheit, die Aussicht zu geniessen und die aufdringliche Ziege ausgiebig zu streicheln.

Als das Essen fertig zubereitet war, bat die Frau sie mit vielen kleinen Verbeugungen zu Tisch. Sie hatten sich kaum vor die dampfenden Schüsseln gesetzt, traten ihr Mann, ein langer, hagerer Kerl mit kurzem, struppigem Bart und ein ebenfalls hoch aufgeschossener, junger Bursche ein, höchst erstaunt, ihre gewohnten Plätze durch drei völlig Fremde besetzt zu sehen. Verlegen lächelnd schob ihnen die Frau das gezeichnete Stück Rinde zu. Es wirkte auch diesmal und stellte beide zufrieden. Der Mann und der junge Bursche holten sich zwei weitere Stühle und berichteten den drei Gästen mit vollem Mund über ihre heutige Arbeit, während die Frau geschäftig hin und her rannte, die Gäste und ihren Mann zu bedienen. Zu Ehren der Gäste trug die Frau zum Nachttisch Gebäck und heissen, süssen Tee auf, den sie aus kleinen, dünnen, mit Blumen bemalten Tassen tranken.

„Schönes weisses Porzellan“, meinte Silvan bewundernd. Die Frau lächelte und ihr Mann erklärte ihm:

„Gehört mit zur Aussteuer meiner Frau. Ihre Vorfahren kamen aus einem Land, wo man sich auf solch feine Sachen verstand. Weit weg von hier, ein Land aus tausend Inseln und ein Land, wo die Erde unter den Füßen bebt.“

Er schüttelte den Tisch, bis alle Tassen klirrten. Ohne auf die wachsende Verlegenheit der Frau zu achten, ergänzte der junge Bursche:

„Ja, ihre Vorfahren kamen von weit weg. Sie haben sich lange Zeit als Piraten auf dem Zürichsee herumgetrieben, in einem weissen Schiff, das grösser war als ein Haus. Sie haben Dörfer überfallen oder sonst wie Sachen geklaut. Bis sie eines Nachts an der Insel Ufenau drunten aufgelaufen sind und ihr Schiff nach und nach im Wasser versunken ist. Einige sind

weitergezogen, der grösste Teil hat sich hier niedergelassen. In der Gegend hier gibt es nicht wenige Schlitzäugige aus dem Volk der Touristen.“

Nun mischte sich endlich auch die Frau ins Gespräch, um von der Vergangenheit abzulenken: „Einer meiner Onkel wohnt noch immer auf der Insel Ufenau, zusammen mit zwei Lehrbuben. Sie töpfern und brennen Schalen und Tassen, die fast ebenso weiss und dünn sind, wie diese hier. Seine Ware wird überall in der Gegend gehandelt. Selbst die Händler aus dem Kanton Zürichsee kommen regelmässig bei ihm vorbei.“

„Was? Kanton Zürichsee?“ wollte Silvan genauer wissen.

Der Mann erklärte es ihm: „Etwa zwei Stundenmärsche von unserem Haus liegt die Grenze zum Kanton, der fast das ganze Gebiet des oberen Zürichsees umfasst und von einer Regentin beherrscht wird. Dort ist alles streng geregelt und jeder darf nur die Arbeit ausführen, für die er bestimmt worden ist. Ihr werdet es selber sehen, wenn ihr dort durchreist.“

Der junge Bursche ergänzte mit streitlustigem Gesicht: „Bis jetzt hat die Regentin es nicht gewagt, uns anzugreifen und in ihre Gewalt zu bringen. Doch die Rapperswiler am anderen Seeufer, die wurden erwischt. Die haben sich untereinander so sehr gestritten, dass es der Regentin ein leichtes war, die Stadt einzunehmen und ihrem eisernen Regime zu unterwerfen. Jetzt haben sie den Dreck: dürfen nicht fischen, wann sie wollen, müssen regelmässig Abgaben entrichten und lange Formulare ausfüllen. Grässlich.“

Auch der Mann und seine Frau stimmten ihm nickend zu. Silvan jedoch atmete auf. Das Stichwort „Formulare“ gab ihm neue Hoffnung, in Kürze höher entwickelte Gegenden zu erreichen.

An der Grenze zum Kanton Zürichsee mussten sie warten, bis die notwendigen Formalitäten erledigt waren, bewacht von einem dunkelgrün gekleideten Mann mit kurzgeschorenen Haaren und vorschriftsgemäss strenger Miene. Alle ihre Habseligkeiten wurden genau untersucht und in lange Listen eingetragen. Als die Beamten herausfanden, dass es sich bei Silvan und seinen zwei Begleitern um wohlhabende Reisende – mit wertvollen Alu-Talern – handelte und sie auch noch auf die reichverzierten Schriften und Parteiabzeichen von Silvan stiessen, wurde die Angelegenheit an die Vorgesetzten weitergeleitet, was ihnen noch mehr Höflichkeit, aber auch eine weitere Zeitverzögerung einbrachte. Nachdem sich auch der höchste Grenzbeamte mit ihrer Einreise beschäftigt hatte, wurden sie mit ausgesuchter Höflichkeit in eine bereitstehende Kutsche geführt und zur Besorgung von Einreise-, Durchreise- und Übernachtungspapieren zum Hoheitlichen Verwaltungsgebäude gefahren. Soviel sie durch die kleinen, mit festgenagelten Vorhängen bedeckten Fenster der Kutsche überhaupt erkennen konnten, ging es durch saubere Strassen mit sauber gefügten Häusern, die alle mit schwarzen Nummern gekennzeichnet waren. Auf den Strassen waren um diese Zeit kaum Leute zu sehen. Nur von Zeit zu Zeit erblickten sie alte Frauen oder alte Männer in durchgängig blauweiss gestreiften Kleidern vor den Häusern herumsitzen oder Hunde spazieren führen, denen eine Nummer auf das Rückenfell gepinselt war.

Das Hoheitliche Verwaltungsgebäude der Grenzbehörden erwies sich als mehrstöckiger, neu renovierter Betonkasten, der von den hiesigen Architekten als Prunkstück klassischer Baukunst gerühmt wurde. Die Eingangshalle war mit alten Kunststoffbelägen und Wandteppichen geschmückt. In Glaskästen waren liebevoll alte Zollformulare ausgestellt. Hinter einem Schalter mit dem Stichwort „Information“ sass ein bescheidener, freundlicher Beamter, der ihnen erwartungsvoll entgegenblickte. Im Übrigen war niemand zu sehen.

„Sie wünschen?“ fragte der Beamte unterwürfig. „Aha, Einreise-, Durchreise- und Übernachtungspapiere. Nur nicht gehetzt. Zuerst benötigen Sie einmal die Einreisebewilligung. Erst dann können Sie eine Durchreiseerlaubnis beantragen, die

Voraussetzung für das Übernachtungspapier ist. Sofern dem keine rechtlichen Gründe gemäss Paragraph 432 des Ausländergesetzes entgegenstehen. Zuerst haben Sie sich in den ersten Stock, Büro 107, zu begeben. Dort erhalten Sie die Einreisepapiere.“

Beim Büro 107 angekommen, hatten sie vor der Türe zu warten, bis ein Schild „Bitte eintreten“ vorgeschoben wurde. Verdutzt sahen sie beim Eintreten hinter dem Schreibtisch wieder denselben Beamten, der sie diesmal mit strenger Miene musterte.

„Sie wünschen?“ fragte er frostig. „Einreisepapiere? Dazu brauche ich zuerst einige Angaben: Name und Vorname des Grossvaters mütterlicherseits, Beruf des Vaters während Ihrer Kindheit sowie Ihre eigenen persönlichen Daten: Geburtstag, Haarfarbe und besondere Merkmale.“

Umständlich, vor sich hinnuschelnd, schrieb er ihre Angaben in ein dickes Buch, übertrug sie dann sorgfältig auf ein Formular und stempelte es dreifach ab. Ungeduldig zwirbelte Silvan an seinem Schnurrbart, bereit jederzeit aufzubrausen. Wie der Beamte die Personalien von Madeleine aufnehmen wollte, stutzte er und winkte ab:

„Dafür bin ich nicht zuständig. Personen weiblichen Geschlechts erhalten ihre Einreisepapiere nebenan, im Büro 108. Darf ich bitten.“

Auch vor Büro 108 waren einige Minuten abzuwarten, bevor ein Schild ihnen den Eintritt erlaubte. Sie traten ein und blieben verblüfft stehen: hinter dem Schreibtisch sass derselbe Beamte, diesmal freundlich nickend.

„Sie wünschen?“ fragte er mit weicher Stimme. Silvan brauste auf: „Was soll das Theater!“

Immer noch freundlich nickend, erklärte der Beamte: „Personaleinsparung. Gemäss dem neu in Kraft getretenen Reglement hat ein Beamter verschiedene Planstellen gleichzeitig zu übernehmen. Da die Organisations-Richtlinien verschiedene Funktionen vorschreiben und Ordnung nun mal sein muss in einer funktionierenden Verwaltung, sind alle Planstellen von mir zu besetzen. Wer die Verwaltungslehre kennt, weiss, dass Person und Funktion zwei verschiedene Dinge sind. Bitte, meine Dame, Ihre Personalien.“

Nachdem auch Madeleine ihre dreifach abgestempelten Einreisepapiere besass, wurden sie in den 2. Stock, Büro 232 verwiesen, ihre Durchreisegenehmigung zu beantragen.

Auch Büro 232 wurde von demselben Beamten bearbeitet. Andreas lachte, was ihm einen strengen Blick eintrug.

„Die Ordnung in einer Verwaltung besteht darin, dass jede Aufgabe durch eine spezielle Stelle ausgeführt wird. So steht es in den Lehrbüchern der Alten und wir halten uns daran, auch wenn wir momentan knapp bei Kasse sind“, dozierte der Beamte beleidigt.

„Was ist ihr Begehren? Durchreisepapiere. Gar nicht so einfach. Haben Sie Einreisepapiere? So, ja so. Ich muss trotzdem die vorgesetzte Stelle befragen, das geht über meine Kompetenzen hinaus.“

Er verschwand hinter einer Türe, um kurze Zeit danach wieder aufzutreten, in der Funktion des Vorgesetzten, würdig und selbstsicher.

„Geht in Ordnung“, meinte er grosszügig und entliess sie mit Hinweis darauf, dass die Übernachtungsbewilligung im 3. Stock, Büro 301 zu beantragen sei.

Erwartungsgemäss und zu Silvans grossem Ärger war Büro 301 wieder mit demselben Beamten besetzt, der – leicht ausser Atem – nicht zu erkennen gab, dass sie ihm bekannt vorkamen.

„Sie wünschen, bitte? So. Übernachtungsscheine möchten Sie. Nicht so einfach, bitte. Dies liegt in der Verantwortung der Bürokonferenz. Einen kleinen Moment, darf ich bitten.“

Wieder verschwand er hinter einer Türe und liess sie warten. Andreas konnte es sich nicht verkneifen, durch das Schlüsselloch zu gucken. Er sah den Beamten mit sich selbst in erregter Diskussion, mal Argumente für, mal Argumente gegen die Anträge nach Übernachtungsscheinen in die Runde werfend, je nach Funktion, die er einzunehmen hatte.

Der Beamte erschien wieder. Andreas konnte sich noch rechtzeitig von der Türe zurückziehen.

„Ihre Anträge sind gut geheissen worden.“ Langsam und genau füllte er ihre Anträge aus, vom amüsiert-verärgerten Silvan zur Eile gedrängt.

Beim Verlassen der von Silvan mit Ingrim als „Ein- Mann-Bürokratie“ Bezeichneten Grenzbehörde, sahen sie den vielfach engagierten, polyvalenten Beamten wieder hinter dem Informationsschalter sitzen, bescheiden auf Antragsteller wartend.

Inzwischen war die Ankunft eines – vermutlich vornehmen – Reisenden aus dem unbekannten Süden der Regentin rapportiert worden. Sie hatte gerade leicht gelangweilt dem Treiben des zehnjährigen Thronfolgers zugeschaut, der in einer Ecke des Audienzsaals zum wiederholten Mal eine kleine Dampfmaschine in Gang setzte. Die Ankunft eines Südländers war ihr willkommen, denn seit sie den Grafen von Herrliberg – einer ihrer ehemaligen Kellner – in einer Laune von Tisch und Bett verstossen hatte, war nichts wirklich Interessantes mehr geschehen.

So erhielten die drei Reisenden, als sie am nächsten Morgen in ihrem Gasthof Eier, Brot und Mettwurst assen, von einem grün livrierten Beamten eine Einladung bzw. des Befehl zur Audienz bei der Regentin im Schloss Au. Silvan nahm die Einladung dankend entgegen. Andreas und Madeleine dagegen sahen sich missmutig an. Beide hatten wenig Lust, irgendeine mickrige Regentin zu besichtigen. Madeleine war überhaupt schlecht aufgelegt und auch Andreas hatte sich letzte Nacht mit Erinnerungen an sein Heimatdorf in den Bergen herumgeplagt. Beiden waren die sauberen, durchorganisierten Dörfer und Städtchen am Zürichsee zu fremd.

Die Angelegenheit mit der Ein-Mann-Verwaltung hatte sie noch belustigt und beide äfften den Beamten in seinen verschiedenen Rollen noch lange nach. Doch als sie bei jedem ihrer Schritte alle ihre dreifach abgestempelten Papiere vorweisen mussten, war ihnen der von Silvan gelobte zivilisatorische Fortschritt auf die Nerven gegangen.

Es hatte schon angefangen, als sie sich für ihre Weiterreise nach einer Fahrmöglichkeit umsahen:

Auf dem Platz vor dem Verwaltungsgebäude stand eine zweispännige, offene Kutsche mit bequemen Sitzen und Hartgummirädern. Silvan fragte den Kutscher nach einer Fahrmöglichkeit. Der knurrte nur und wies verärgert auf einen an der Kutsche angeschlagenen Fahrplan, dessen kleine Ziffern und Zeichen nur mit Mühe lesbar waren. Silvan fragte den Kutscher nochmals, diesmal in deutlich erkennbarem Beamtenton und erfuhr endlich, dass die Kutsche gemäss Fahrplan erst in einer Stunde nach Norden fahren würde. Der Kutscher knurrte ihnen noch zu, die Fahrt sei vor der Abfahrt zu bezahlen. Ohne Fahrscheine könne er sie nicht mitnehmen. Er wies auf ein nahegelegenes Wirtshaus, wo die Fahrscheine erhältlich seien. So gingen sie ins Wirtshaus „Zur goldenen Feder“ und kauften sich beim Wirt die notwendigen Fahrscheine, nicht ohne allerdings alle drei ihre gestempelten Papiere vorzeigen zu müssen. Auch als sie sich an einen Tisch setzten, um noch rasch eine Suppe einzunehmen, wollte der Wirt ihre Papiere nochmals sehen.

„Das ist Vorschrift“, murmelte er, als ihm Madeleine stirnrunzelnd und widerwillig ihre Papiere zeigte.

„Ebenso wie es Vorschrift ist, dass ich als Wirt diese lächerlichen Hosen und das klavierähnlich gemusterte Hemd tragen muss. Aber Vorschrift ist Vorschrift.“ Und er putzte sich verärgert einen Staubfaden von seinen lilaroten Hosen.

Auch der Kutscher sah sich ihre Papiere und Fahrscheine genau an. Die Kutsche fuhr – obwohl weit und breit keine weiteren Fahrgäste zu sehen waren – zu Andreas Erstaunen erst pünktlich nach Fahrplan los. Sie fuhren aus der Grenzstadt in eine dichtbesiedelte Landschaft: überall verstreute Bauernhöfe, kleine Villen oder Hütten, das Land bis weit in die vom See

ansteigenden Höhenzüge bearbeitet, Felder, Wiesen oder ganze Anpflanzungen von Obstbäumen, die alle das erste Frühlingsgrün zeigten. Nur ganz selten waren unordentliche, verwilderte Weiden oder halb abgebaute Ruinen zu sehen. Bei einer davon erblickte Andreas kurz eine Kolonne braunbekleideter Männer, die, von bewaffneten Beamten bewacht, letzte Mauerreste schleiften und die Steine auf Handwagen aufluden.

In einem kleinen Dorf, in dem die Häuser ebenfalls systematisch durchnummeriert waren, stieg ein kleiner, babygesichtiger Beamter mit randloser Brille in die Kutsche. Er musterte die drei Reisenden erstaunt, verlangte ihre Papiere und gab sie ihnen freundlich lächelnd zurück.

„Ah, Sie sind fremd hier. Deshalb haben Sie undurchsichtige, zweideutige Kleidung an. Sie müssen wissen, dass bei uns – dank Ihrer Regentschaft – die Kleiderordnung so geregelt ist, dass auf den ersten Blick erkennbar ist, mit wem man es gerade zu tun hat. Welchen Beruf einer ausübt, aus welchem Dorf einer stammt und ob er verheiratet ist. Nur eine solche Regelung bewahrt uns vor Missverständnissen und Chaos.“

Danach vertiefte er sich in ein Buch, offensichtlich um sich nicht weiter mit undefinierbaren Personen abgeben zu müssen.

In einem Städtchen namens Wädenswil war ihre Fahrt vorerst vorüber. Die Kutsche hielt in der Nähe des Sees, auf einem grossen, gepflasterten Platz vor einem mit „Bahnhof“ bezeichneten dunkelgelb gefärbten Gebäude. Eine Kolonne von Männern rollte schwere Bierfässer über den Platz, in den Bauch eines tief im Wasser liegenden Ledischiffes. Aus einem anderen, kleineren Schiff mit gerefften Segeln trugen drei Männer gefüllte Malzsäcke ins Dorf, geschickt verschiedenen Hinweistafeln ausweichend, die in weisser Schrift auf blauem Grund darauf hinwiesen, dass ein Überschreiten (nicht vorhandener) Gleise verboten sei.

Da die Kutsche gemäss Fahrplan erst am nächsten Morgen weiterfuhr und Silvan nichts dagegen hatte, sich nach der langen, für ihn strapaziösen Reise durch wilde, ungeordnete Gegenden etwas auszuruhen, wurde beschlossen, in Wädenswil zu übernachten. Auch Andreas und Madeleine waren damit einverstanden, dies gab ihnen Zeit, die verwirrenden neuen Eindrücke zu ordnen.

Sie folgten dem Rat des Kutschers, der durch ein Trinkgeld wesentlich freundlicher gestimmt war, und gingen in den gegenüber liegenden Gasthof „Zum alten Bahnhof“, dessen Türschild ein verwittertes Eisenrad darstellte. Vor der Haustüre wurde Andreas vom Hund No.211 A angerempelt, der der schwarzen Katze No.15 BA nachstelle. Die Wirtsstube war in zwei durch Holzbarrieren abgetrennte Teile gegliedert. Der eine Teil, mit schmucklosen, polierten Holzbänken und Holztischen widerhallte vom Lärm der dort fröhlich zechenden Menge. Der andere Teil war fast leer und leblos, dafür vornehm mit kissenbedeckten Stühlen und matt glänzenden Metalltischen ausgestattet. An den Wänden hingen alte Signallampen, SBB-Schilder und einige eingerahmte Fotos von dahin schießenden Eisenbahnen. Der Wirt, ebenfalls in lilaroten Hosen und klaviergestreiftem Hemd, begrüßte sie händereibend, verlangte ihre Papiere und begleitete sie in den vornehmen, leeren Teil der Wirtsstube.

„Ihren Papieren entnehme ich, dass Sie zur 1. Klasse gehören“, meinte er bestimmt und war keineswegs bereits, sie zu den fröhlich lärmenden Menschen im anderen Teil seiner Wirtsstube zu führen. So setzten sich die drei Gäste lustlos in die unbequemen Stühle der 1. Klasse und assen das ihnen zukommende Menü, obwohl sie sich lieber am handfesten Schmatzen auf der anderen Seite der Barriere beteiligt hätten.

Nach dem Essen schlenderten sie noch eine Zeitlang am Ufer entlang, angestarrt von blau gekleideten Schulkindern, blauweissen Rentnern oder grau-gelb karierten Fischern, die die drei Spaziergänger um alles in der Welt nicht einzuordnen wussten und ihnen deshalb am besten aus dem Weg gingen. Silvan verabschiedete sich bald, um irgendwelche Schriften zu lesen und Madeleine zog mit Andreas allein weiter. Sie fütterten einige Enten und Schwäne mit Brotkrumen und schwärmten von den heimatlichen Bergen, die weit hinten, vom Dunst

des Sees abgedeckt, zu rufen schienen. Andreas umarmte Madeleine leicht, was sie gelten liess. Als er sie küssen wollte, wehrte sie ab. Sie sei jetzt nicht in Stimmung.

Andreas fand sie auch am anderen Morgen schlechtgelaunt und missmutig ihr Brot mit Mettwurst bestreichen. Der überraschende Befehl zu einer Audienz bei der Regentin Klara von Schulthess war ebenfalls nicht dazu angetan, ihre Stimmung zu verbessern.

Noch bevor sie ihr Frühstück beenden konnten, war ihnen wieder ein Beamter auf den Fersen. Ein gediegen wirkender, graumeliertes Beamter kam, um sie zur befohlenen Audienz abzuholen. Sie packten ihre Sachen und folgten dem aufgeregten tänzelnden Mann. Vor der Türe des Wirtshauses stand ein grausilbrig lackierter, viertüriger Wagen, eines der altehrwürdigen Automobile, die vor Zeiten zu Abertausenden die Strassen der Städte verstopft hatten. Auf der Kühlerhaube sass ein Kutscher, der zwei vorgespannte Pferde straff am Zügel führte. Vom Heck des Fahrzeuges flatterte lustig die Hoheitliche Fahne, ein gekrönter Schwan auf rotem Grund. Der Beamte öffnete ihnen die hintere Autotüre und die drei Reisenden quetschten sich gebückt ins Innere, wo sie sich steif auf die weiche, mehrmals geflickte Bank setzten. Der Beamte setzte sich hinter das Steuerrad und gab dem Kutscher auf der Haube mit der Hupe das Signal zur Abfahrt. Und so ging es mit zwei Pferdestärken dem Seeufer entlang aus dem Städtlein Wädenswil, vorbei an einigen alten Fabriken und braunrot gekleideten Arbeitern, die leise die Autokraten verfluchten.

Sie fuhren nicht lange, bis sie die Halbinsel Au erreichten, ein runder, mit Weinstöcken bepflanzter Hügel, von dem sich – wie der Beamte nach hinten brüllte – ein prachtvoller Ausblick über fast den ganzen Zürichsee biete, sofern das Wetter günstig sei. Er sprach noch weiter über die Schönheit der Halbinsel Au und ihrer vielfältigen Vogelwelt, offensichtlich bemüht, sie vom Anblick einer hässlich schwarzgebrannten Fabrikruine auf der rechten Seite abzulenken. Im Halbkreis ging es am Fuss der Halbinsel entlang, bis sie zu einer hohen, oben mit Glasscherben bestückten Steinmauer kamen, hinter der hohe, alte Bäume hervorschauten. An einem gusseisernen Tor wurde das Automobil für einen Augenblick angehalten, die Insassen genau gemustert, bevor sie weiterfahren konnten, einen breiten Kiesweg entlang, zwischen hohen, strengen Bäumen und Fahnen hindurch, die alle den gekrönten, langhalsigen Schwan zeigten.

Das Schloss der Regentin erwies sich als verwirrendes Gemisch alter Mauern und neu errichteter Anbauten mit vielen Vorsprüngen und Erkern. Es wirkte wie ein unreifer Gedanke, halb ausgedacht und kaum umgesetzt. Sie wurden über eine breite Treppe und durch eine pompöse, kalte Halle geführt. Überall standen weisse Gipsstatuen in allen möglichen sportlichen Verrenkungen: nackte Kugelstosser, springende Mädchen und boxende Frauen. Nur ein bunter Wandteppich am oberen Ende der Halle vermittelte etwas Wärme.

Der sie begleitende Beamte dirigierte sie rasch in das Vorzimmer der Regentin. Hinter einem wuchtigen Nussbaumschreibtisch sass ihr Erster Sekretär, ein jüngerer, schwarzhaariger Mann, der sich von ihrem Eintreten nicht stören liess und weiter sorgfältig seine Fingernägel nachfeilte, einen Fingernagel nach dem anderen. Erst als er auch noch seinen kleinen, schwarzen Schnurrbart neu gekämmt hatte, blickte er auf und nickte ihnen wohlwollend zu. Sie durften den Audienzsaal der Regentin betreten.

Vor ihnen öffnete sich, wie von Geisterhänden bewegt, eine hohe, reich verzierte Türe. Der Audienzsaal der Regentin war ein heller Raum mit geschmückter Gipsdecke, einen festen, grauen Filzteppich und hohen Wandspiegeln auf beiden Seiten, wodurch sich das Gefühl einer unendlichen Wiederholung ergab. Ganz hinten sass die Regentin auf einem erhöhten, vornehm wirkenden Glasfibersessel. Dahinter erhob sich übermannsgross ein weiss gemalter Holzschwan, der seine ausgebreiteten Flügel schützend über die Regentin hob. Sein Hals und geöffneter, roter Schnabel streckte sich wie drohend den Besuchern entgegen.

Die Regentin war eine dickliche Frau in einem mit Metallfäden durchwirkten weissen Kleid und stark geschminktem Gesicht, das mit aller Kraft versuchte, sich eine energische

Ausstrahlung zu geben, jedoch eine innere Trägheit und Unentschlossenheit nicht zu verbergen vermochte. Silvan durchschaute ihre Schwäche – Ehrgeiz bei nur ungenügend entwickelter Willenskraft – mit geschultem Blick und freute sich auf die Regentin wie ein Virtuose auf ein neues Klavier. Er verbeugte sich vor ihr mit formvollendeter Eleganz, ganz so wie er es auf der Parteihochschule „Carlo Marx“ für den Umgang mit Aristokraten gelernt hatte. Die Regentin war von ihm sofort angetan und übersah diskret die fast beleidigend knappen Verbeugungen von Andreas und Madeleine. Sie dreht den Kopf und stellte ihnen den zehnjährigen Thronfolger vor, der ihnen von einer Ecke des Saals frech zu grinste, um sich wieder seiner Modelleisenbahn zuzuwenden. Während sich die Regentin und Silvan durch den Austausch höflicher Nichtigkeiten gegenseitig abtasteten, beobachtete Andreas interessiert den Thronfolger und sein Spiel: verwinkelt angelegte, echte kleine Eisenschienen, die zwischen bunten Kartonhäusern durchführten. Eine kleine, zierliche Lokomotive und drei grüne Wagen mit vielen kleinen Fenstern fuhren knisternd und rasselnd im Kreis, verschwanden für eine Weile in einem langen Papptunnel, um wieder am anderen Tunnelende aufzutauchen. Der Thronfolger rief „schneller, schneller!“, und Andreas sah hinter einem Wandschirm drei Diener, die mit verzweifelter Kraftanstrengung an einer Kurbel drehten, um durch ihre Bemühungen die elektrische Eisenbahn anzutreiben. Der Thronfolger war erst zufrieden, als der Zug in einer Kurve polternd entgleiste, so den verschwitzten Dienern eine Atempause gönnend. Der Thronfolger bemerkte Andreas und streckte ihm – von seiner Mutter unbemerkt – die Zunge raus, tanzte um Madeleine herum und spottete über ihre undefinierbaren Kleider. Andreas wollte den unverschämten kleinen Wicht ermahnen, doch Silvan rettete die Situation und trieb den Thronfolger mit einigen lobenden Worten in die Arme der Regentin, die vom Südländer immer stärker angetan war. Sie lächelte ihn an und lud alle drei zu einem kleinen Galaabend – im intimen Kreis – ein. Silvan dankte ihr und nahm den unvermeidlichen Zeitverlust nicht ungern in Kauf.

Noch einige Höflichkeiten, und die Audienz war zu Madeleines Erleichterung beendet. Draussen im Vorzimmer händigte ihnen der Sekretär noch drei von der Regentin unterschriebene Einladungen zum Galaabend aus und informierte sie über Ort und Zeit. Dann winkte er einen still in der Ecke wartenden Diener zu sich, flüsterte ihm einige Worte ins Ohr und setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch, um geschäftig einige Akten von einer Schublade in die andere zu ordnen. Der Diener bedeutete ihnen mit leichtem Wink, ihm zu folgen. Sie gingen einige Gänge entlang, an deren Wänden – neben den unvermeidlichen Darstellungen von Schwänen – auch Bilder der Regentin hingen. Madeleine lachte leise, als sie die Bilder mit der wirklichen Regentin verglich. Der Diener führte sie diskret in einen Raum, der von vorn bis hinten mit fein gewobenen Kleidern angefüllt war. Geschickt zog der Diener aus der in allen Farben schillernden Kleidermenge einen für Silvan passenden, scharlachroten Anzug hervor.

„Für Ihren gehobenen Rang als südländischer Diplomat ist dieser Anzug passend. Scharlachrot trägt sonst nur der Kanzler der Regentin, doch dieser sitzt momentan wegen Veruntreuung im Gefängnis, so dass es heute Abend zu keinen Peinlichkeiten kommen kann.“

Für Madeleine zog der Diener ein klassisch gemustertes, dunkelblaues Kleid mit tiefem Ausschnitt hervor, das ihr auf den ersten Blick sehr gut gefiel. Als Silvan nach der rangmässigen Bedeutung des Kleides fragte, druckste der Diener herum. „Dieses Kleid ist üblicherweise der weiblichen Begleitung der hohen Herren vorbehalten.“

„Im Klartext: ein Kleid für Konkubinen“, entgegnete ihm Silvan und nahm Madeleine das Kleid wieder aus der Hand. Der Diener nickte schweigend, ratlos darüber, was er Madeleine anziehen sollte. Er war dankbar, als ihm Silvan erklärte, Madeleine sei die Tochter eines hochangesehenen, fürstlichen Gelehrten. Sofort zog der Diener aus der Kleidermenge ein beiges Kleid mit eingestickten gelben Sternen hervor, das Madeleine zwar weniger gefiel, sie jedoch vor Missverständnissen schützte.

Als ein Anzug für Andreas fällig war, blickte der Diener wieder ratsuchend zu Silvan. Der bedeutete ihm, dass Andreas zur Herrscherfamilie der Bergdemokraten gehöre. Doch für diesen ungewohnten Rang war kein Anzug vorgesehen. So einigten sich Silvan und der Diener, Andreas den Rang eines Gutbesitzers erster Stufe zuzuordnen, was ihm einen mit Blattmustern verzierten, hellgrünen Anzug eintrug.

Um ihren Sonderstatus noch zu stärken, befestigte Silvan an jedem ihrer Kleider noch ein goldenes Parteiabzeichen. Der Diener war zuerst verblüfft, dann – nachdem ihm Silvan den Sinn erklärt hatte – von dieser hier noch unbekannten Sitte geradezu begeistert. Er erblickte eine Gelegenheit, noch viel feinere Rangabstufungen einzuführen. Der Diener war nun von Silvan so angetan, dass er ihn in die intimen Unwichtigkeiten einweihte, um die sich das Leben am Hof drehte.

Beim ersten Eindunkeln trafen sie beim Schinzenhof in Horgen ein, wo das gesellschaftliche Ereignis stattfinden sollte. Der Schinzenhof lag unweit dem Seeufer auf einer riesigen Betonplattform, die sich von schweren Säulen getragen etwa zwei Meter hoch vom Boden abhob. Auf der Seeseite der Plattform lag ein auf zwei Stockwerke reduziertes, etwas baufälliges Verwaltungsgebäude, dessen Fensterfronten teilweise zugemauert waren. Das Festgebäude selbst war ein zweistöckiges, langes und schmuckloses Haus. Vom offenen Souterrain führte eine schwere Treppe in den Hauptsaal. Der ganze Komplex lag mitten über dem Dorf und wirkte wie eine riesige, hässliche Betonkröte, die sich in ein frisch blühendes Blumenbeet niedergesetzt hatte.

Die drei Eingeladenen stiegen in ihren neuen, bunten Kleidern zum Festsaal empor. Madeleine hatte ihr langes Haar zu einem eleganten Knoten gebunden, was ihr schmales Gesicht und ihre blauen Augen zusätzlich betonte. Silvan hatte sie und Andreas den ganzen Nachmittag ausgiebig auf das gesellschaftliche Ereignis vorbereitet und ihnen Hinweise im Umgang mit Ehrgeizlingen, Langweilern oder Verführer(innen) vermittelt. Er lehrte sie einige klassische Tanzschritte sowie eine Handvoll der bei Partygesprächen erfahrungsgemäss wirksamen Standardsätze, wie „Alles fliesst, um Heraklit anzuführen“, „Es kommt immer auf die Situation an“, „Nichts ist einfach“ usw. So waren denn Andreas und Madeleine einigermassen vorbereitet, sich auf dem glitschigen Parkett des gesellschaftlichen Lebens zu bewähren.

Sie gelangten in einen mit dunklem Holz ausgelegten Saal, dessen Wände mit geometrisch geformten Wandteppichen geschmückt waren. Der Saal war arenaförmig angelegt, und breite Stufen führten vom Eingang zu einem ovalen Zentrum hinunter, in dem sich die Mehrheit der Gäste sammelte. An einer Seitenwand war ein langes, überreichlich beladenes Buffet errichtet, das von schwarzweiss eingekleideten Kellnern gegen hungrige Gäste verteidigt wurde. Es waren gegen siebzig Personen anwesend. Sie trugen alle die ihrem Rang gemässen Anzüge. Das Dunkelgrün der Beamtenschaft und das Hellgrün der Landbesitzer bestimmten das Bild, gemischt mit dem Dunkelblau der Begleiterinnen und Begleiter. Dazwischen, schon seltener, das metallisch glänzende Weiss des Adels aus der Regentenfamilie. In einer Ecke standen drei beige Anzüge mit gelben Sternen, offensichtlich Gelehrte, die sich untereinander über Sein oder Nichtsein erregten.

Einer der Kellner brachte ihnen auf einem silbernen Tablett den Aperitif, schwerer süsser Schnaps in allen Himmelsfarben. Silvan nahm sich ein Glas und nippte nur leicht daran. Er blickte befriedigt in die sich drängende Menge. Ihm genügte ein Blick, um die ernst zu nehmenden Gäste von der übrigen Menge zu trennen. Wer unbekümmert sein Glas austrank und seine Reaktionsfähigkeit mit Schnaps riskierte, war sicherlich ohne nennenswerten Einfluss und taktisch kaum ernst zu nehmen. Nur wer den Aperitif vorsichtig nippte, war einflussreich oder auf dem besten Weg, sich Einfluss zu verschaffen.

Zwei, drei dunkelgrüne Männer in stark metalledurchwirkten Kleidern hatten Silvans Nippen scharfsinnig bemerkt und kamen wie unbeabsichtigt näher, um ihn durch den Austausch erster Höflichkeiten einschätzen zu können. Dies war auch das Zeichen für zwei jüngere, galante Weisse, sich der faszinierenden, offensichtlich hochgelehrten Madeleine zu nähern und sie in das Zentrum des Geschehens zu entführen.

Andreas blieb keine Zeit, sich darüber zu ärgern, da ihn rasch einige hübsche Dunkelblaue mit tiefgründigen Ausschnitten umringten, um ihn sachte, aber auftragsgemäss über Silvan auszufragen, der in seinem scharlachroten Anzug bei einigen der Herren Befürchtungen erweckte. Sollte sich hier ein neuer Kanzler andeuten, ein neuer Stern aus dem Nichts, der viele fein gestrickte Bemühungen zunichtemachen könnte? Doch die Dunkelblauen stiessen bei Andreas auf Granit, trotz ihrem Einsatz von Charme, Witz und unausgesprochenen Verheissungen. So verzogen sich seine Begleiterinnen nach und nach wieder in die rotierende Menge, die zunehmend hungriger auf das Erscheinen der Regentin wartete. Ihm verblieb zum Schluss nur noch eine ältere, mütterliche Dunkelgrüne, die ihm von ihrer Meerschweinchenzucht und dem possierlichen Tun dieser doch gar nicht so dummen Tieren vorschwärzte.

Auch die zwei galanten jungen Männer um Madeleine mussten erfahren, dass nicht alle ihre Anspielungen unwidersprochen blieben und ihre Offensive sich bald in allzu hintergründigen Wortgefechten verlief. Sie, wie auch ihre forschenden Nachfolger, mussten leicht erschreckt die eindeutige Überlegenheit dieser faszinierenden jungen Frau zur Kenntnis nehmen, und so wurde Madeleine mit der Zeit von den jungen Männern nur noch aus der Ferne angeschwärmt. Sie zog sich wieder an die Seite von Silvan zurück, der sich soeben höflich die Klagen einiger hoher Beamten über die zunehmende Unordentlichkeit der Jugend anhörte.

Silvan war bald klar geworden, dass die einflussreichen Gäste im Saal in zwei deutlich getrennte Cliquen zuzuordnen: Wer sich in gegenseitiger Hochachtung überbot, war miteinander verfeindet. Leute derselben Clique begegneten sich häufiger mit spöttischen Wortspielen und waren eher bereit, sich in offene Wortgefechte einzulassen. Silvan benützte sein Wissen, um seine Stellung als verwirrender, unabhängiger Dritter auszubauen, indem er bald mit Vertretern der einen, bald mit Vertretern der anderen Clique ein offenes Wort wagte.

Die Regentin erschien, diesmal in einem langen, hellblauen Kleid mit aufgestickten Schwänen, die allerdings mehr wie Enten wirkten. Sofort verschob sich der Schwerpunkt der plaudernden Menge in die Nähe des Buffets und jeder der Gäste versuchte kleine strategische Anfangsvorteile zu ergattern. Nachdem die Regentin die ihr entgegengebrachten Verbeugungen ausgiebig genossen hatte, liess sie sich von einem der Kellner einen prallgefüllten Teller servieren. Dies war das Zeichen, und alle stürmten hungrig das Buffet, abgesehen von einigen einflussreichen Beamten, die sich locker um die Regentin gruppierten. Sie hatten vorgesorgt und ihre Begleiterinnen in die Schlacht geschickt, so dass sie amüsiert das Schauspiel rund ums Buffet geniessen konnten. Abseits standen auch Silvan, Andreas und Madeleine, was ihnen einen erstaunten Blick der Regentin eintrug. Doch Silvan hatte vorgesorgt. In einem von allen unbemerkten Augenblick hatte er einen der Kellner engagiert, ihnen drei wohlgefüllte Teller bereitzustellen. Lautlos und geschickt die kämpfende Menge umschiffend, überreichte ihnen dieser drei sorgfältig arrangierte Teller, noch bevor sich eine der Dunkelblauen mit verrutschtem Kleid zu ihrem Herrn durchgekämpft hatte. Die taktische Leistung Silvans wurde von den hohen Beamten durch ein leichtes Heben der Augenbrauen anerkannt. Er war nun als ebenbürtiger Partner akzeptiert, den man in seine weiteren Überlegungen einzubeziehen hatte.

Als jedermann gesättigt war und das Essen als Gesprächsthema damit seinen Reiz verloren hatte, liess der Sekretär der Regentin drei Zauberkünstler auftreten, die sich auf einer kleinen Bühne eingerichtet hatten. Zum ersten zeigte ein lockiger, blonder Mann mit blendend

weissen Zähnen einige Kartentricks. Liess kleine Kugeln aus allen möglichen Orten hervorspringen und wieder verschwinden. Danach wurde der Saal verdunkelt und es trat eine schlanke, nicht mehr ganz junge Frau in atemberaubend engen, roten Satinhemd und hautengen, abgewaschenen Jeans auf die von oben beleuchtete Bühne. In der einen Hand hielt sie einen kleinen, gelben Zauberstab, in der anderen Hand funkelte ein kleiner, gewölbter Spiegel. Sie sprach einige Zauberworte und zum entzückten Erstaunen der Gäste zeigte sich auf der verdunkelten Wand an ihrer rechten Seite das farbige Abbild eines jungen Mädchengesichts, das sich bald in die Darstellung eines Hundes verwandelte. Es folgte Bild auf Bild, bald zeigte sich altes Schloss, bald ein schneebedeckter Berg oder ein unbekanntes, graues Tier mit riesig langem Rüssel.

„Sehr hübsch, ein gutgemachter Trick mit einer camera obscura“, flüsterte Silvan Madeleine zu. Der Applaus nach Ende ihrer Vorstellung war gross, zum einen aufgrund der unerklärlichen Bilder, zum anderen infolge ihrer hautengen Hosen. Einige der jungen Männer versuchten eilends zur Künstlerin vorzustossen, stolpten sich allerdings im Dunkeln gegenseitig über die Füße.

Als nächstes kündigte ein schüchtern wirkender, schwächlicher junger Bursche ein Kunststück mit dem Namen „Cassadaga“ an. Er legte über zwei Stuhllehnen ein Brett, auf das er vor aller Augen aus drei losen Brettern mit leichter Hand ein kleines Kabinett zusammenstellte. Vorne war ein auf- und zuschliessbarer Stoffvorhang befestigt. Er legte verschiedene Glocken ins Kabinett und schloss den Vorhang. Kaum war dies geschehen, begann im Kabinett ein feines Glockenspiel, das abrupt endete, als der Bursche den Vorhang plötzlich wegzog. Die Glocken lagen friedlich am selben Ort wie zu Beginn. Er schloss erneut den Vorhang und wieder begann es zu läuten, noch heftiger als zuvor. Aus dem Kabinett kam plötzlich eine der Glocken in hohem Bogen herausgeflogen. Im leeren Kabinett geschahen noch weitere Merkwürdigkeiten: Seidentücher wurden verknotet, auf einer kleinen Schiefertafel wurde ein Schwan gezeichnet, und dem Thronfolger wurden lange, glückliche Herrscherjahre verheissen. Zum Schluss nahm der junge Mann das Kabinett wieder auseinander und stellte die drei Teile flach auf den Boden. Auch er erhielt den gebührenden Applaus. Andreas war aufs äusserste verblüfft und blickte fragend zu Silvan. Doch dieser schüttelte diesmal den Kopf, dieses Zauberstück war selbst ihm nicht bekannt.

Während unten im Saal die Frau in den hautengen Hosen von einem Rudel Männer bestürmt wurde und der blonde, lockige Künstler einigen Frauen in den Ausschnitt guckte, machten sich vorne auf der Bühne vier Musiker breit, um einige flotte Tanzmelodien anzustimmen. Doch bevor der Tanz beginnen konnte und alle Intrigen der musikalischen Unterhaltung Platz zu machen hatten, befahl die Regentin noch kurz allgemeines Schweigen. Mit einer Handbewegung, die gut einstudierte Würde signalisieren sollte, winkte sie Silvan zu sich und legte ihm unter dem von ihrem Sekretär dirigierten Beifall der Gäste einen kleinen, goldenen Schwan um den Hals. Damit sollte die ewige Verbundenheit des Kantons Zürichsee mit Italien bezeugt werden, zugleich war allen anwesenden Damen klar, dass Silvan für diese Nacht voll der Regentin reserviert war. Einige der Herren waren verwirrt und sahen ihre Pläne wanken. Auch Silvan war sich im Klaren, dass ihm diese Nacht noch einige Anstrengungen bevorstanden, die er mit der ihm gewohnten Sachlichkeit hinter sich zu bringen gedachte. Mehr Sorgen bereitete ihm die Tatsache, dass er sich in dieser Nacht einige Gegner aufladen würde, deren Stärke er nur ungenau einschätzen konnte. Er bedankte sich höflich für die Ehre und überreichte der Regentin ein mit Hammer und Sichel geschmücktes Parteiabzeichen, um so seinerseits die diplomatischen Gepflogenheiten einzuhalten.

Madeleine, die ebenfalls bemerkt hatte, um was es nebenbei ging, lachte, von Andreas erstaunt beobachtet. Sie erklärte ihm den Sachverhalt und Andreas konnte es sich nicht verkneifen, Silvan sein Bedauern auszudrücken. Der lachte bloss und flüsterte ihm zu, er habe schon viel unangenehmere Missionen zu erfüllen gehabt.

Die Musik begann und die ersten Paare bewegten sich tanzend im Saal, schwebend oder stolpernd, je nach Übung. Auch Madeleine war bald zum Tanz aufgefordert und in der kreisenden Menge verschwunden. Silvan tanzte geschickt mit der leicht schwitzenden Regentin, um danach neben ihr auf einem bereitgestellten Sofa dem Treiben zuzusehen. Auch Andreas liess sich von einer hübschen, schwarzhaarigen Frau zu einem Tanz verleiten, doch fühlte er sich von ihrem geschmeidigen Körper bald zu stark bedrängt, so dass er auf weitere Tänze verzichtete. Er ging auf den jungen, schüchternen Zauberkünstler zu, der in einer Ecke verträumt an einem Glas nippte. Sie kamen ins Gespräch und Andreas erfuhr, dass seine Gruppe von Basel in Richtung Süden gereist sei, immer auf der Suche nach Möglichkeiten, ihre Künste gewinnbringend vorzuführen. Andreas fragte ihn nach dem Geheimnis seines Kabinetts, doch der junge Mann schüttelte verneinend den Kopf: „Berufsgeheimnis.“ Er zeigte ihm jedoch einige kleinere Zaubertricks – wie „Klein Elfhens Zaubertüchlein“, „Das klappernde Klötzchen“, u.a.m., die Andreas bald so geschickt beherrschte, dass er damit Silvan und Madeleine zu überraschen hoffte.

Madeleine hatte unterdessen ausgiebig und mit viel Freude getanzt. Ihr Partner hatte resignierend gelernt, ihr beim Tanzen die Führung zu überlassen, was sie doppelt erheiterte. Als sie allmählich müde wurde, schüttelte sie noch geschickt ihre letzten Verehrer ab und ging auf die Suche nach Silvan. Doch dieser war schon mit der Regentin an irgendeinem, nicht bekannten Ort weggefahren. So schlenderte sie zu Andreas, der immer noch angestrengt einige der ihm beigebrachten Tricks übte. Sie bat den Überraschten um einen Tanz und beide tanzten, an Erfahrung reicher geworden, schweigend einige Runden, um sich dann am Rande des Saals nebeneinander zu setzen, wo Madeleine in Andreas Armen bald einschlief.

Andreas erwachte. Draussen war es heller Tag. Er lag in einem breiten, weissen Bett, neben ihm Madeleine, die ihm friedlich schlafend ihren warmen Atem in den Nacken blies. Er konnte sich nur schwach daran erinnern, dass er sie spät abends noch zu ihrem Gasthaus, dem „Weissen Schwan“, getragen hatte. Dort war sie kurz aufgewacht, hatte ihm schläfrig zugemurmelt, sie in sein Zimmer zu legen und dort ausziehen. Danach war sie wieder eingeschlafen.

Er bewegte sich leicht. Sie wachte kurz auf, lachte ihn an und drehte sich auf die andere Seite, um weiter die Morgenschläfrigkeit auszukosten.

Sie blieben fast den ganzen Vormittag im Bett. Bis zum Mittagessen las Madeleine noch in einem kleinen Buch, wogegen Andreas wieder einmal seine Socken stopfte. Von einem Dienstmädchen erfuhren sie, dass Silvan bisher noch nicht aufgetaucht war, und so gingen sie zu zweit in die Gaststube hinunter, um ein mit Pilzen angemachtes Käsegericht zu verzehren. Andreas wollte Madeleine eben seine gestern gelernten Zaubertricks vorzeigen, da trat – wie gerufen – der schwächliche, junge Zauberer leicht übernächtigt in die Gaststube. Andreas winkte ihm zu und er setzte sich an ihren Tisch, verlegen Madeleine begutachtend. Sie forderte ihn auf, einige seiner Tricks vorzuführen, doch er winkte ab: „Nie während der Freizeit. Im Übrigen kennt ja Andreas einige Tricks.“

Andreas blieb nichts anderes übrig, als Madeleine die frisch gelernten Zaubertricks vor den wachsamen Augen eines Fachmanns vorzuführen. Der junge Zauberer nickte beifällig und machte ihn auf einige kleine Schnitzer aufmerksam. Madeleine drängte so lange, bis man auch ihr das Rätsel dieser kleinen Tricks erklärte. Besonders gefiel ihr das „Zauberkuvert“, bei dem eine in einem selbstgebastelten Kuvert versteckte Münze verschwindet (wobei der Trick in der Faltung des Kuverts liegt). Madeleine und Andreas rätselten noch über die Lösung der gestern vorgeführten Zauberei, ohne den jungen Mann, der ihre Neugier offensichtlich genoss, zu einer klaren Äusserung zu bewegen. Das Wunder mit den an die Wand geworfenen Bildern – das Madeleine nicht losliess – erklärte er als einfachen optischen Trick, ohne sich näher darauf einzulassen. Seiner Meinung nach war dies jedoch nur ein

blasser Abklatsch dessen, was die Alten gekonnt hätten. Nicht nur stehende Bilder, sondern ganze Szenen und Geschichten seien früher an die Wand geworfen worden, in der Weise, dass sich Menschen und Tiere wie im Leben bewegt hätten. Nicht nur das: Jeder hätte damals zu Hause einen solchen Zauberkasten besessen, auf dem Tag für Tag und bis in die tiefe Nacht lebendige Bilder zu sehen gewesen wären. Dies sei die reine Wahrheit. Er sei bereit, es zu beschwören. Und er erzählte ihnen jene Geschichte, die er in Basel von einem alten Zauberer vernommen hatte:

„In jenen goldenen Zeiten, da jedermann einen Bilderkasten besass, aus dem ohne Unterbruch bunte Geschichten sprudelten, so lebendig, dass man hätte meinen können, man stehe selbst mitten im Geschehen, lebte auch ein Mann. Er lebte mit seiner Frau und seinen Kindern in einem kleinen Haus am Rande einer grossen Stadt. Wie er es von jung an gewohnt war, arbeitete der Mann am Tage hart und guckte abends bis tief in die Nacht in den Bilderkasten, genauso wie es auch seine Nachbarn rundherum taten. Er war satt und zufrieden, denn wenn seine Arbeit auch hart und ermüdend war, so unterhielt ihn abends doch sein Bilderkasten mit all den Possen aus der weiten Welt.

Doch wie er die Geschichten von wagemutigen Piraten, nervenstarken Detektiven und heissblütigen Frauen unter warmer Südseesonne sah, wurde ihm plötzlich weh ums Herz und sein eigenes Leben dünkte ihn grau und eintönig. Er blickte wehmütig in den Bilderkasten und wünschte sich sehr den Zugang zur bunten Bilderwelt und sei es auch nur für eine Woche. Im selben Augenblick schlug es zwölf und die Geisterstunde brach an. Sein Wunsch wurde ihm erfüllt und zu seinem Erstaunen und Entzücken befand er sich mitten im bunten Geschehen: er war nun selbst ein wagemutiger Pirat, der sich auf fernen Inseln Töpfe von Gold eroberte, ein nervenstarker Detektiv, der mit klugem Scharfsinn und harten Fäusten die schwärzesten Verbrechen verfolgte und der Liebhaber heissblütiger Frauen, die unter hohen Palmen seine Sehnsüchte stillten.

Als genau eine Woche vorbei war, brach der Zauber und der Mann sass wieder draussen vor seinem Kasten. Die bunte Welt war wiederum in seinem Bilderkasten gefangen und für ihn erneut unerreichbar. Noch ganz verwirrt, stand er von seinem Sessel auf und ging an einem Spiegel vorbei. Da sah er zu seinem Schrecken, dass das Leben an ihm vorbeigerauscht war. Aus dem Spiegel blickte ihm ein altes, verrunzeltes Gesicht mit schneeweissen Haaren entgegen. Er erfuhr, dass seine Frau schon lange mit einem anderen Mann verheiratet war und seine Kinder längst erwachsen waren. In seiner Stadt und an seinem Arbeitsort kannte ihn niemand mehr und so lebte er seine letzten Jahre einsam und verlassen, wehmütig in den Bilderkasten starrend, bis ihn seine Lebensgeister endgültig verliessen.“

Madeleine bemerkte, dass auch heute viele Leute Schein und Sein nicht zu unterscheiden vermögen und rätselte herum, wie es möglich sei, lebendige Bilder in einen Kasten zu stecken. Auch der junge Zauberer wusste keine Antwort und vermutete, dass früher die Menschen die magischen Kräfte des Seins besser beherrscht hätten. Doch alle ihre Vermutungen führten nicht weiter, so schlug Andreas vor, einen kurzen Spaziergang zu unternehmen und sich im Dorf umzusehen.

Draussen schlug ihnen ein kalter Wind entgegen und schwere Regenwolken hingen über Dorf und See. Die durchnummerierten Häuser sahen aus der Nähe gesehen ärmlicher aus, als sie es von gestern her in Erinnerung hatten. Der kalte Wind hatte die meisten Bewohner aus den Strassen getrieben, die unangemessen breit das Dorf durchschnitten. Eine hellgrau gekleidete Frau im Rang einer Hausfrau verzog sich fröstelnd in ihr Haus. Nur vier Schweine, die nach Abfällen schnüffelten, schien die Aussicht auf Regen zu gefallen. An einer Ecke spielten einige blaugekleidete Kinder lauthals Himmel und Hölle, um beim Auftauchen eines Dunkelgrünen rasch in einem Hauseingang zu verschwinden. Der Beamte sah die drei Spaziergänger in ihren undefinierten Kleidern frostig an und verlangte ihre Papiere. Er las sie durch, gab sie ihnen wortlos zurück und ging weiter. Andreas blickte ihm nach und sah

gerade noch, wie aus einem der Häuser ein schwerer Guss kalten Wassers auf den Beamten platschte. Aus einem Fenster kicherten einige Kinder. Der Beamte schüttelte sich und fluchte wütend. In der Nähe beugten sich einige ältere Frauen aus dem Fenstern und machten sich über die nichtsnutzige Beamtenschaft lustig.

Die drei Spaziergänger schlenderten weiter, vorbei an älteren Häusern, deren überdimensionierte Fensterfronten im Erdgeschoss zugemauert waren. Einige hastig hin gepinselte Parolen riefen zum Sturz der Regentin auf und an einer leeren, hohen Betonwand war in roten Buchstaben das Wort „Demokratie“ gemalt. Vor einem gelbbraun gefärbten Altersheim sahen sie eine Gruppe alter Leute in militärischer Formation widerwillig ihr Turnprogramm absolvieren. Kniebeugen, Wippen und Hüftenschwenken, unter der brüllenden Aufsicht einer Krankenschwester in weisser Tracht mit rotem Kreuz. Sie blieben stehen, wurden jedoch von der Krankenschwester weggescheucht. Sie war nicht gewillt, das streng geregelte Gesundheitsprogramm ihrer Zöglinge durch fremde Zuschauer stören zu lassen. Sie kamen zu einem langen, rissigen Gebäude, aus dem schwere Hammerschläge tönten. Sie traten durch eine kleine, enge Türe und sahen eine Gruppe von Frauen und Männern an der Arbeit. In einem Teil des rauchgeschwärzten Raumes hämmerten einige Frauen im Takt auf ein langes, dunkelrot erhitztes Stück Eisen ein. In einer anderen Ecke feilten zwei junge Burschen summend an einem rund gebogenen Rohrstück, während ein alter, bleicher Mann daneben mit aller Kraft eine Schraube anzog. In der Mitte des Raumes umstanden drei Männer eine glutheisse kleine Eisenschmelze, bereit, das flüssig gemachte Eisen in vor ihnen liegende Gussformen aus schwarzem Sand zu giessen. Einige Frauen blickten kurz zu den drei Eindringlingen, die die kleine Eingangstüre verdunkelten, ohne ihren Takt zu unterbrechen. Madeleine ging langsam auf die Eisenschmelze zu, deren Hitze ihre durchfrorenen Glieder rasch erwärmte. Die drei Männer sahen sich erstaunt um, ohne ein Wort zu äussern. Nur das Summen der zwei feilenden jungen Burschen erklang lauter und nervöser. Madeleine wie auch Andreas und der junge Zauberkünstler setzten sich schweigend auf einen Holzblock in der Nähe der Eisenschmelze, um still den Arbeitern zuzusehen. Ihre ruhige Anwesenheit vermischte sich mit dem Takt der Hammerschläge und der stillen Aufmerksamkeit der drei Männer. Als es soweit war, wurde das rot gelbe, flüssige Eisen ruhig und überlegen in die Gussformen geleert, wo es allmählich verkrustete. Die Männer schlepten neue Eisenstücke heran, um sie ebenfalls einzuschmelzen.

Plötzlich wurde die Eingangstür erneut verdunkelt und ein dunkelgrüner Beamter trat ein, um sich gleich befehlshaberisch umzutun. Nur ein kurzer Moment, und die ganze Gruppe der Arbeiter und Arbeiterinnen legte die Arbeit nieder. Alle verharrten ruhig und drohend an ihren Plätzen. Der Beamte wurde still und übergab einem der Arbeiter kleinlaut ein Blatt Papier, um sich schleunigst wieder zu verziehen. Kaum war der Beamte verschwunden, nahmen die Arbeiter ihre Arbeit wieder auf und grinsten sich gegenseitig zu. Die drei jungen Besucher sassen weiter ruhig an ihrem Platz und waren bald als – wenn auch nicht alltäglicher – Teil des Raums anerkannt. Sie sahen zu, wie die Arbeiter ihr Tagwerk verrichteten, wie aus flüssigem Eisen gehärtete und gefeilte Werkzeuge entstanden und wie die Arbeiter sich ihrer Fähigkeiten sicher waren.

Die drei Zuschauer rührten sich erst, als die Arbeiter eine kurze Pause einlegten. Der junge Zauberkünstler zeigte ihnen einige hübsche Taschentricks, die sie aufmerksam, doch unbeeindruckt über sich ergehen liessen. Ihr Interesse wurde erst wach, als ihnen Madeleine einige ihrer Reiseerlebnisse erzählte und vom Kampf ihres Heimattals gegen die schwarzen Soldaten berichtete. Eine der Arbeiterinnen, eine junge mit runde Gesicht und wachsamem, intelligenten Auge, warf ihr Haare zurück und erwähnte stolz, dass sich auch die Arbeiter am Zürichsee um ihre Rechte gewehrt hätten, ganz im Gegensatz zu den Bauern, die sich unterjochen liessen. Sie spuckte verächtlich auf den Boden. Einer der Männer erläuterte ihnen, dass es den Arbeitern und Handwerkern gemeinsam gelungen sei, durch immer erneute

Auseinandersetzungen und Arbeitsniederlegungen ihre Selbständigkeit zu bewahren. Sie würden zwar ihre Abgaben und Steuern abliefern, seien jedoch im Übrigen weitgehend selbständig. Sie würden selber über ihre Arbeit bestimmen und selber entscheiden, wer wo eingesetzt würde. Sobald ein Dunkelgrüner eine Werkstatt oder Fabrik betrete, werde die Arbeit niedergelegt, bis er wieder draussen sei. Dies sei der einzige Weg, sich dieses unnütze, papierfressende Pack vom Leib zu halten. Die anderen bekräftigten ihn. Nur der alte, bleiche Mann warf ein, dass an und für sich die Regentin schon recht sei, sie habe eben mit ihren Beratern immer Pech gehabt. Einer der jungen Burschen erhitzte sich und wünschte die Regentin mitsamt ihrem blöden Thronfolger an die tiefste Stelle des Zürichsees. Die aufbrechende Diskussion wurde durch einen der Arbeiter unterbrochen, der sie an ihre Arbeit erinnerte. Bald erklang von neuem das regelmässige Hämmern, etwas kräftiger als zuvor, vielleicht von Erinnerungen an bestandene Kämpfe beflügelt.

Andreas, Madeleine und der junge Zauberkünstler verliessen nach einer Weile die Arbeiter und kehrten zu ihrem Gasthaus zurück, wo sie Silvan antrafen, der gegen den lilaroten, klavierweissen Wirt soeben eine Partie Schach gewonnen hatte.

Silvan hatte die gestrige Nacht und faktisch den ganzen Vormittag im Bett und am Tisch der Regentin verbracht, die ihre Neuerwerbung ausgiebig getestet hatte. Ihm war sofort klar gewesen, dass er irgendeinen Weg finden müsse, um sich aus der Umklammerung durch die Regentin zu lösen. Wenn möglich ohne die Bekanntschaft des ehemaligen Kanzlers im Gefängnis zu riskieren.

Die ungestüme Eifersucht des Thronfolgers, der seine Mutter mehr und mehr bedrängt hatte, hatte ihm gegen Mittag genügend Luft verschafft, sich ungestört im Schloss Au umzusehen. Dabei war er einem ihrer Schreiber begegnet, einem grossen Mann in seinem Alter, der ihm schon am Galaabend durch seine intelligente Wachsamkeit und seine geschickte Zwischenstellung bei beiden Cliquen aufgefallen war. Sie hatten sich begrüsst, miteinander geplaudert und sich so langsam an die wirklich interessierenden Fragen herangetastet. Silvan hatte den ungebremsen Ehrgeiz des Mannes dazu benützt, ihn von einem Plan zu überzeugen, der beide Interessen gleichermassen befriedigen und sie auch im schlimmsten Fall nicht direkt in Gefahr bringen würde. Und so war Silvan ziemlich sicher, dass seiner Weiterreise in den Norden bald nichts mehr im Weg stehen würde.

Madeleine und Andreas waren am nächsten Morgen kaum aufgestanden, als ihnen Silvan befahl, alle ihre Sachen zu packen. Andreas rannte aufgeregt in seinem Zimmer umher. Seine Pistole war verschwunden und blieb unauffindbar. Silvan versprach ihm, im nächstbesten Ort eine neue Pistole zu besorgen und so liess sich Andreas allmählich beruhigen. Madeleine ahnte irgendwie, dass Silvan selbst die Pistole heimlich an sich genommen hatte, sagte Andreas aber vorläufig nichts von ihrem Verdacht.

Ein Diener kam nervös in ihr Zimmer und nuschelte, dass ihre Kutsche bereit stehe. Sie folgten ihm und traten auf die Strasse vor dem Gasthof, doch eine Kutsche war weit und breit nicht zu sehen. Der Diener wippte mit dem linken Fuss und flüsterte heiser, die Kutsche sei sicher am Seeufer, die Pferde müssten noch getränkt werden. Er drängte sie vorwärts, aber auch am Seeufer war von einer Kutsche nichts zu sehen. Nur ein langes, mit Blachen bedecktes Ruderboot dümpelte verlassen in den windgetriebenen Wellen, durch ein langes Seil an einem eisernen Bootsring befestigt. Der Diener blickte ratlos auf das Boot und murmelte etwas in sich hinein. Andreas blickte ihn fragend an, da schlossen sich von hinten zwei kräftige Arme um ihn und eine Hand drückte sich ihm auf den Mund. Er schüttelte sich und stiess mit den Beinen nach hinten, doch er stiess ins Leere. Zwei verummte Männer in grauen Regenmänteln hielten ihn fest gepackt und zerrten ihn zum Ufer. Aus den Augenwinkeln sah er, dass auch Silvan und Madeleine von verummten Gestalten gepackt worden waren. Eine dieser Gestalten schrie leise auf. Madeleine hatte kräftig in einen

fremden Finger gebissen. Andreas wurde heftig in das bereitstehende Boot gestossen und von geübten Händen fest an die Ruderbank gebunden. Neben ihm lag Madeleine, erschreckt und wütend zugleich, ebenfalls an Händen und Füßen gefesselt. Man hatte ihr zusätzlich den Mund mit einem langen Stoffschal verstopft, den sie vergeblich herauszuwürgen versuchte.

Sie hörten einige geflüsterte Befehle und das Boot glitt rasch in den See hinaus. Andreas hörte die Wellen gegen die feuchtkalte Bootswand klatschen. Er versuchte, seine Hände freizubekommen, ohne Erfolg. Einer der verummten Männer kam zu Madeleine, gab ihr eine kräftige Ohrfeige und befreite sie vom Stoffschal in ihrem Mund.

„Jetzt können Sie ungestört schreien. Das dürfte nur die Möwen erschrecken. Junge Frau, noch einmal ein Biss und Sie erhalten eine Ohrfeige, die sich gewaschen hat.“

Missmutig rieb er sich einen rot angeschwollenen Finger und verliess sie wieder. Madeleine streckte ihm die Zunge raus und sah sich nach Silvan um. Irgendwie misstraute sie ihm. Ihr Misstrauen schien gerechtfertigt, denn zu ihrer Verblüffung schien dieser mit der Lage sehr zufrieden zu sein. Sie blickte zu Andreas, der ihr erklärte, dass er die Ohrfeige rächen werde. Gekränkt flüsterte sie ihm zu, dass er für sich selber aufpassen solle und dass sie immer noch Frau genug sei, sich selber zu wehren. Etwa in der Mitte des Sees wurden ihre Fesseln gelöst. Andreas schluckte leer. Doch es wurde ihnen nur befohlen, sich ruhig auf die vordere Bank zu setzen und keine Dummheiten anzustellen. Zwei der immer noch verummten Männer ruderten in geübtem Rhythmus, die anderen beiden bewachten die Gefangenen. Silvan legte Madeleine beruhigend den Arm um die Schulter, doch sie schüttelte ihn ab, gekränkt darüber, dass ihre beiden Begleiter sie für ängstlich und schutzbedürftig hielten.

So begann sie zuerst leise, dann aber immer lauter ein fröhliches Lied nach dem anderen zu singen, zur wachsenden Verwirrung ihrer Entführer. Einer der Bewacher befahl ihr zu schweigen und drohte damit, ihr eigenhändig das Maul zu stopfen. Doch sie liess sich nicht beirren und sang weiter. Da auch noch einer der Ruderer mit in ihren Gesang einstimmte, breitete sich etwas wie eine ungewohnte Fröhlichkeit aus, die bei jeder stärkeren Bewegung der Entführten allerdings wieder brüchig wurde.

Das Boot fuhr rasch auf das gegenseitige Ufer zu. Andreas sah, dass sie einer auf beiden Seiten von hohen Bäumen und Gebüsch umschlossenen, baufälligen, alten Villa entgegensteuerten. Am Ufer angelangt wurden sie unter scharfer Bewachung aus dem Boot und über eine ungemähte, feuchte Wiese zur Villa geführt, deren leere Fensterlöcher wehmütig auf den See blickten. Über eine abgebrochene, mit Scherben übersäte Veranda ging es in die Villa, durch hohe, halb mit Schutt und Erde angefüllte Räume, von deren Decke geborstene Gipsgirlanden abblätterten. In einem der Räume beobachtete ein maskierter Mann in langem Regenmantel wortlos ihren Vorbeimarsch.

Die drei Gefangenen wurden in einen hellen, leeren Raum gebracht, dessen Boden mit Glasscherben und herabgestürzten Deckengips übersät war. An den Wänden hing eine hellgrau gestreifte Tapete in Fetzen herab, von grünem Schimmelpilz durchzogen. Hinter ihnen wurde die Tür abgeriegelt und sie hörten, wie die Männer sich abquälten, den Ausgang mit Holzbalken und schweren Steinen zu verbarrikadieren. Andreas sah sich um. Auch vom Fenster her war kein Entkommen möglich. Es war schwer vergittert und erlaubte ihnen nur den Blick auf einige wildwachsende Büsche und hohes Gras.

Einer ihrer Entführer blickte sie vom vergitterten Fenster aus an, verschwand jedoch bald wieder. Ausser dem Rauschen einiger Tannen war nichts mehr zu hören. Andreas lauschte angestrengt an der Tür, doch in der Villa regte sich nichts mehr. Es schien, dass ihre Entführer das Haus verlassen hätten. Andreas stemmte sich mit aller Kraft gegen die Tür, doch sie liess sich nicht bewegen. Auch das Eisengitter am Fenster war fest verankert. Silvan schob mit den Fusspitzen in der Mitte des Raums den grössten Dreck weg und setzte sich dann mit gekreuzten Beinen auf den Boden, von ihrer ungemütlichen Lage nicht allzu bedrückt. Auch

Madeleine setzte sich, von den Ereignissen ermüdet. Nur Andreas ging weiterhin unruhig hin und her, rüttelte erneut an der Tür und am Fenstergitter, klopfte die Wände ab und suchte den Raum ab, in der Hoffnung, etwas zu finden, das ihnen weiterhelfen könnte. Silvan sah ihm eine Weile zu und holte dann ein magnetisches Schachspiel aus einer seiner Taschen, eines der wenigen Dinge, die man ihm nicht abgenommen hatte. Silvan und Madeleine spielten konzentriert Schach, ohne sich von Andreas stören zu lassen, der unverdrossen weiter den Raum absuchte. Ausser weichen Gipsstücken, kleinen Glasscherben und einigen Holzstücken war allerdings nichts zu finden.

Silvan gewann zweimal das Spiel und Madeleine, noch müder geworden, lehnte die Revanche ab. Auch Andreas hatte keine Lust, Schach zu spielen. Silvan betrachtete nachdenklich das kleine Schachfeld und, um keine bedrückte Stimmung aufkommen zu lassen, erzählte er die Geschichte von der Schachmaschine:

In einem kleinen, ganz kleinen Königreich, tief im Süden, dort, wo nach alten Legenden schwarzes Gold aus dem Boden sickert, lebte einmal ein grosser Erfinder. Er hatte schon viele Maschinen erfunden und konstruiert: Maschinen, die laufen konnten, Maschinen, die sprechen konnten und Maschinen, die schreiben konnten. Als Krönung seiner Arbeit baute er eine Maschine, die denken konnte: eine Schachmaschine, die alle ihre Züge gründlich überlegte und die deshalb jedes Schachspiel gewinnen konnte.

Wie der Erfinder die Schachmaschine so weit gebracht hatte, dass auch er selbst immer verlor, schenkte er sie seinem König. Der war hochofrenut, hatte er doch kurz zuvor seinen besten Schachgegner aus Eifersucht kurzerhand ins Gefängnis geworfen. Tagelang spielte der König gegen die Schachmaschine, doch als er jedes Mal verlor, schwand seine Begeisterung rasch dahin. Er liess den Erfinder zu sich kommen und sagte ihm:

„Deine Schachmaschine ist nicht schlecht, doch könntest du nicht eine Maschine erfinden, mit der man alle Verbrechen aufdecken kann.“

Der Erfinder überlegte lange Zeit und baute dann seine Schachmaschine um: neben dem Gehirn erhielt sie hochsensible Ohren und weitblickende Augen, mit denen das Tun und Lassen jeder Person im Königreich beobachtet werden konnte.

Der König war hochofrenut, als die Maschine einige Bauern erwischte, die in ihrer Not ein Huhn gestohlen hatten. Zur Freude des Königs überführte die Maschine auch seine beiden Rossknechte, die die Springpferde des Königs heimlich verschachert hatten. Alle ihre verwirrenden Züge nützten ihnen nichts, denn die Maschine hatte alles gehört und alles gesehen.

Kurz danach erwischte die intelligente Maschine den ersten, dann auch noch den zweiten Läufer des Königs, die das Geld der Bauern haufenweise unterschlugen. Da war der König schon leicht erstaunt, denn so etwas hatte er nicht erwartet.

Und die Maschine arbeitete unverdrossen weiter und bevor sich der König von seinem Staunen erholen konnte, kam die Maschine zwei vornehmen Ritttern in ihren stolzen Türmen auf die Schliche, die den König schmählich an seinen Gegner verraten wollten. Der König war erschreckt und überlegte sich, ob es vielleicht nicht doch besser wäre, sich der unheimlichen Maschine zu entledigen.

Doch schon hatte die Maschine die Königin erwischt, wie sie eben den gegnerischen König umarmte. Dem König wurde angst und bange. Er war nun ganz einsam und allein. Er liess den Erfinder zu sich kommen, um ihn zu bitten, die Maschine wieder in eine einfache Schachmaschine zu verwandeln. Zu spät, denn schon hatte die Maschine aufgedeckt, dass der König seine Untertanen jahrelang betrogen hatte. Bald war der König von aufgebrachtten Bauern eingekreist und matt gesetzt.

So war das schwarze Feld vollständig saubergeräumt und der Erfinder konnte mit seiner Maschine weiterziehen, nach anderen Königreichen, wo unbestechliche Intelligenz notwendig war.

Andreas und Madeleine lächelten matt und jeder versank wieder in seine eigenen Gedanken. Schweigend warteten sie ab, zunehmend auch von Hunger geplagt. Silvan war unbesorgt. Wenn alles nach Plan verlief, waren sie in ein, zwei Stunden wieder frei. Er machte diesbezüglich einige Andeutungen, doch Andreas und selbst Madeleine blieben skeptisch.

Nach zeitlosen zwei, drei Stunden hörten sie draussen Schritte näherkommen. Vor der Tür wurden Befehle laut und sie vernahmen, wie die Barrikade vor ihrer Türe weggeräumt wurde. Andreas stand auf, bereit sich gegen die Eindringlinge zur Wehr zu setzen. Die Türe wurde geöffnet und ein hochgewachsener, hellblonder Mann trat in den Raum und begrüßte Silvan mit breitem Grinsen.

„Alles in Ordnung. Die Sache verlief wie am Schnürchen.“

Andreas sah verblüfft, wie Silvan den Mann lachend umarmte, mit dem er am Vortag im Schloss Au den Plan zu seiner Befreiung aus der Umarmung der Regentin vorbereitet hatte. Andreas sah erstaunt zu Madeleine hinüber, die ihren Verdacht bestätigt fand, dass Silvan ihre Entführung irgendwie selbst mit organisiert hatte. Wie auch immer, sie war erleichtert und gerne bereit, es Silvan nicht nachzutragen, dass er sie nicht in seine Intrigen eingeweiht hatte.

Draussen vor der Tür standen weitere Männer, die ihnen ihre gesamten Habseligkeiten zurück gaben. Der grosse Blonde führte Silvan und seine Begleiter durch die leeren Hallen der Villa, bis zu einer breiten Strasse, auf der eine zweispännige Kutsche bereitstand. Sie setzten sich erleichtert in die Kutsche und fuhren los, in Richtung der Stadt Zürich, begleitet von zwei Dienern des grossen Blondens, der sich vergewissern wollte, dass Silvan auch wirklich die Regentschaft verliess. Einer der Diener bot ihnen Brot, Wurst und eine Flasche Most an, so dass sie ihren Hunger stillen konnten.

Am Abend erfuhr die Regentin auf ihrem Schloss zu ihrer Verblüffung, dass Silvan von ihrem früheren Berater, dem Grafen von Herrliberg, in brutaler Weise entführt und auf die andere Seeseite verschleppt worden sei. Einer ihrer Schreiber – ein grosser, blonder Mann – habe die Entführung noch rechtzeitig aufgedeckt und den verbrecherischen Grafen nach heldenhaftem Kampf verhaften können. So wären Silvan und seine beiden Begleiter vor dem sicheren Tod bewahrt worden. Leider seien sie da schon jenseits der Grenze der Regentschaft gewesen und würden von den Zürcher Stadtbewohner daran gehindert, wieder der Regentin zu dienen.

Die Regentin seufzte in Erinnerung an Silvan. Doch sie tröstete sich rasch mit dem grossen, blonden Helden, der zu ihrem ersten Berater avancierte. Sie erfuhr nie, wer die ganze Entführung geplant und organisiert hatte, und so blieb der Ruf Silvans unbefleckt.

Ihre Kutsche hielt an. Ein hellgrün gekleideter Grenzbeamter betrachtete sich gründlich ihre Einreise-, Durchreise- und Übernachtungspapiere. Er putzte sich seine runde Brille, stempelte die Papiere dreimal ab und legte sie in einen dick angeschwollenen Ordner, den er liebevoll streichelte. Es war alles in Ordnung und der Beamte gab ihnen einen Wink. Sie durften die Grenze passieren, zu Fuss, da die Kutsche nur für Fahrten innerhalb der Grenzen der Regentschaft zugelassen war. Ein weiss bestaubter Müller mit tätowierten Armen und buntroten Socken, der auf einem offenen Lastwagen prallgefüllte Mehlsäcke in die Stadt Zürich führte, erlaubte ihnen, neben ihm Platz zu nehmen. So ging es mit einer Pferdestärke und dem Geruch feingemahlenen Mehls in der Nase in Richtung Zürich.

Die Strasse verlief dem Ufer entlang. Auf ihrer linken Seite glänzte der See tief grau, von einer Schar ruhig schaukelnder Möwen weiss gesprenkelt. Das gegenseitige Ufer schien ganz nahe zu sein. Sie sahen eine grüne Landschaft mit vielen kleinen Häusern, dazwischen immer wieder graue, bleiche Flecken, irgendwelche Ruinenfelder aus vergangenen Tagen. Auch auf

ihrer Uferseite standen leere, durchbrochene Mauern, die immer mehr in grünem Efeu und wildwachsenden Büschen verschwanden.

Der Müller begrüßte lauthals einen Hirten, der seine Schaf- und Ziegenherde an einem kleinen, rechteckigen Teich mit gekacheltem Boden zur Tränke führte. Der Müller liess das Pferd anhalten und stieg ab, um in einem verbeulten Blechnapf Wasser für sein Pferd zu holen. Andreas begleitete ihn und streichelte einige scheue, weisse Schafe, die ihn verdutzt anstarrten. Er wurde von zwei Ziegen angestossen, die ihn nach Salz beschnupperten.

Eines der Schafe blökte jämmerlich. Es hatte sich in altem Stacheldraht verfangen, der früher vielleicht Unbefugte vom Grundstück abhalten sollte. An einem der Mauerreste erblickte Andreas ein vom Regenwasser rostbraun gemasertes Schild. „Haustiere verboten“ konnte Andreas gerade noch entziffern. Er und der Müller kehrten zum Wagen zurück, wo sich Madeleine inzwischen mit dem Pferd befreundet hatte. Fast widerwillig setzte sich das Pferd wieder in Bewegung, sich vergewissernd, dass Madeleine, seine neue Bekannte, mit ihnen fuhr. Der Hirte blickte ihnen kurz nach, um sich wieder seiner Herde zuzuwenden, die die ehemalige Villa voller Lebenslust nach frühlingsfrischen Grashalmen absuchte.

Die Strasse stieg leicht an und von der Kuppe eines kleinen Hügels sahen sie in der Ferne die Stadt, von einer festen Mauer umschlossen. Davor lag eine kleine, unregelmässige Ansiedlung von Holzhütten, dahinter eine verwirrende Vielzahl eng aneinander geschmiegener Dächer, zwei oder drei Kirchtürme und eine Handvoll hoher, viereckiger Häuser, die die Stadtmauer weit überragten. Madeleine erinnerte sich an einen Tag – sie war damals ein kleines Mädchen gewesen –, an dem ihr Vater ihr ein altes Foto gezeigt hatte. Auf dem Foto waren ebenfalls Häuser an Häuser zu sehen gewesen, ein ganzes Häusermeer. Sie hatte damals ungläubig versucht, die Zahl der Dächer zu zählen, war mit ihrem Finger immer wieder verrutscht und hatte es dann aufgegeben, überzeugt, dass so grosse Städte nur noch in alten Märchen vorkamen.

Von ihrem Erstaunen angeregt, erklärte ihnen der Müller mit dem Stolz des Einheimischen:

„Zürich ist die grösste Stadt weit und breit. Früher jedoch soll die Stadt von viel grösser gewesen sein. Alles Land hier rundherum war damals ebenfalls Stadt. Wo jetzt Wiesen und Bäume stehen, waren Häuser, eines neben dem anderen, grau in grau. Ein See aus Stein, fast noch grösser als der Zürichsee. Damals war es möglich, den ganzen Tag zu wandern, ohne dass einem der Anblick einer blühenden Wiese die Sinne verwirrt oder einen in unergründliche Angstträume gestürzt hätte. Den ganzen Tag konnte man sich damals am Grau der Häuser sattsehen. Dies muss ein mächtiges, prachtvolles Bild gewesen sein.“

Er blickte verträumt zu Andreas hinüber, der sich von seiner Erzählung kein Bild machen konnte. Daran ist doch nichts besonderes, dachte Andreas, auch in den Bergen stehen Steine neben Steinen, noch viel mächtiger, grau, bis in den Himmel ragend. Warum die Berge nachahmen und ein Meer aus Steinen errichten? Der Müller fuhr mit seiner Erzählung fort:

„Die Mauer führt rund um die ganze Stadt. Sie wurde schon vor langer Zeit errichtet. Ich war damals noch ein Säugling. Mein Vater hat mir später erzählt, dass man die Mauer als Schutz gegen Feinde gebaut hat. Einige Jahre vor meiner Geburt ist nämlich die Stadt von einer wilden Horde weisshäutiger Fremder angegriffen worden. Den Angreifern ist es damals beinahe gelungen, die Stadt einzunehmen und niederzubrennen. Nur ein neugieriger Knabe verhinderte das Schlimmste. Irgendwo in einem trockenen Keller fand er zwei Kisten voll mit farbigen Scheiben und kleinen, bunten Hülsen mit spitzen Kappen, die Leuchtgeister enthielten. Als es dunkel wurde und die Feinde vor der Stadt schliefen, zündeten der Knabe und seine Mutter diese Scheiben und Hülsen an, so wie es die Inschrift auf den Kisten vorschrieb. Da knallte es – so mein Vater, der es von einem aus der Stadt selbst erfahren hat – höchst fürchterlich und blauweisse Blitze rot leuchtende Feuerballen sowie helle Silbervorhänge tauchten am Himmel auf. Aus wolkenlosem Himmel blitzte und donnerte es

und es sah aus, als ob der Himmel über der Stadt in allen Farben brennen würde. Die Angreifer erschrecken so, dass sie Hals über Kopf flohen. Auch viele in der Stadt hätten gezittert und das Ende der Welt erwartet. Doch keinem Menschen in Zürich ist auch nur ein Haar gekrümmt worden, nur am Rande der Stadt brannte das Haus eines geizigen, herzlosen Mannes bis auf den Grund nieder. So ist Zürich damals durch ein farbiges Himmelsfeuer gerettet worden.“

Inzwischen waren sie in der Nähe der Ansiedlung vor der Stadtmauer gekommen: kleine, mit Lehm und Moos ausgestrichene Hütten, davor bleiche Frauen, die in riesigen Holzbottichen Leinentücher sotten. Eine Schar zerlumpter Kinder hatte sie entdeckt und lief lärmend dem Wagen nach. „Gesindel, das darauf wartet, in die Stadt aufgenommen zu werden“, brummte der Müller. Unwillkürlich trieb er sein Pferd an, von der Angst getrieben, jemand könnte ihm seine prallgefüllten Mehlsäcke aufschneiden. Vor ihnen erstreckte sich die Stadtmauer, hoch, glatt und grau, eine unüberwindlich scheinende Barriere, hinter der sich der Reichtum einer ganzen Stadt verbarg. Auf der Mauerkrone flatterten weisse Fahnen mit eingesticktem grossem, orangefarbenem M.

Der Müller fuhr auf ein kleines Tor in der endlosen Mauer zu. Es war gerade breit genug, um den Wagen durchzulassen. Sie hielten an, und der Wagen wurde von einem gelangweilten Torwächter nach etwaigen in den Mehlsäcken versteckten unbefugten Eindringlingen untersucht. Während der Müller weiterfahren konnte, wurden die drei Reisenden in ein kleines Büro gebeten und nach Herkunft und Reiseziel ausgefragt. Einer der Torwächter durchschnüffelte oberflächlich ihr Gepäck, offensichtlich froh darüber, es nicht wieder mit mittellosem Gesindel zu tun zu haben, das mit allen Tricks versuchte, sich in die Stadt einzuschleichen. Jeder der drei Reisenden erhielt eine auf vier Tage befristete Besuchserlaubnis, die ihnen mit schwarzer, nicht abwaschbarer Farbe auf die linke Hand gestempelt wurde, Einreise- und Ausreisedatum. Die Torwächter gaben ihnen den Weg frei, nicht ohne den Hinweis, sich in der nächstliegenden Wechselstube mit lokalem Geld einzudecken.

Sie traten aus dem Tor und sahen eine feinkörnig schwarze, breite Strasse, die gradeaus in die Stadt führte. Auf beiden Seiten waren hohe, drei- und selbst vierstöckige Häuser mit vielen kleinen Fenstern und engen Balkons, auf die Hinweise, Zeichen oder grosse orangene M gepinselt waren.

„Gegen Haarausfall: Haarofix“, „Knarr Haferflocken sind die besten“, „Feinmassage für Damen: nur bei Harry“ las Madeleine verwundert. Andreas stiess sie an und sie sah die Strasse entlang. Überall wimmelte es von farbenfroh gekleideten Frauen und Männern, die emsig aneinander vorbeiliefen, grusslos, als ob sie tief in sich versunken wären. Alle trugen leuchtend farbige Pullover mit aufgedruckten wirren Zeichen, Buchstaben oder ganzen Sprüchen. „Ich koche besser“ entzifferte Madeleine an einer dicken Frau, die stolz einen Hecht heimtrug. „Suche Zimmer“, „Bin noch frei“ war anderen Stadtbewohnern auf die Brust gepinselt. Ein junger „Student im fünften Semester“ zwinkerte Madeleine zu und ein älterer „Coiffeurmeister Frech“ stritt sich mit einem dicken „Frische Würste – nur von Rettich“.

Andreas sah mit Erstaunen ganze Gruppen von Stadtbewohnern, die – krampfhaft nach vorne gebeugt – auf zwei mit Stangen verbundenen Rädern daher flitzten, ihre Füsse wild auf und ab stossend, immer in Gefahr, umzukippen und umzustürzen. Doch keiner fiel, und die zu Fuss eilenden Leute schienen viel zu beschäftigt, um die artistischen Leistungen der Zweirädrer auch nur mit einem Blick zu bewundern. Einer der Zweirädrer kam auf sie zu, klingelte heftig und wich ihnen im letzten Moment aus, halsbrecherisch schräg um sie kurvend. Er sah ihr Erstaunen und kurvte noch zweimal um sie herum, warf Madeleine Kuschhändchen zu, bevor er wieder, in zirkusreifer Eleganz, in der herumrennenden und

herumkurvenden Menge verschwand. Madeleine lachte verwundert, begierig darauf, sich auch einmal auf ein solches Zweirad zu setzen.

Silvan entdeckte auf der anderen Strassenseite eine mit blauen Buchstaben angeschriebene Wechselstube, die sich der besten Wechselkurse der ganzen Stadt rühmte. Die drei Reisenden rannten über die Strasse, der Gefahr bewusst, jederzeit von einem dieser Zweiräder umgestossen zu werden.

In der Wechselstube bediente sie ein alter, haarloser Mann mit dem aufgedruckten Lebensmotte „Zeit ist Geld“. Er piffte leise immer die gleiche Melodie vor sich hin, wog ihre Alu-Taler sorgfältig ab und gab ihnen dafür ein ganzes Bündel fettiges Papier, das auf der einen Seite das schwermütige Porträt eines gewissen Gottlieb Duttweiler, auf der anderen Seite ein leuchtend rot aufgestempeltes Datum zeigte. Der „Zeit-ist-Geld“-Mann erklärte ihnen des Langen und Breiten, dass das Geld nur bis zu jenem Datum gültig sei und dass sie es deshalb möglichst schnell wieder ausgeben sollten. Silvan nahm das Bündel schmierigen, datierten Papiers nur widerwillig entgegen und schüttelte den Kopf: „Damit wird doch jedes Sparen unmöglich.“

„Natürlich“, meinte der Mann belehrend: „Das ist genau der Zweck des Datumstempels. Das unleidige, den Kreislauf der Wirtschaft hemmende Horten und Sparen von Geld wird verhindert. Für was auch sparen? Sparen bedeutet doch nur, dass jemand mehr Geld einnimmt, als er gerade brauchen kann. Und wieso soll jemand mehr Geld erhalten, als er gerade benötigt? Dies verdirbt nur den Charakter.“

Zudem behindert Sparen den wirtschaftlichen Kreislauf. So erklären es unsere Gelehrten, die jahrelang nichts anderes tun, als sich mit Geld zu beschäftigen. Sparen ist wie eine Barriere in einem Fluss: Das Wasser wird am Fliessen gehindert, es steigt an und überschwemmt die Ufer. In unserer Stadt kam es früher immer wieder zu Stockungen im wirtschaftlichen Fluss, nur weil gewisse subversive Kräfte ihr verdientes Geld nicht ausgeben wollten und es an geheimen Orten versteckten. Plötzlich war dann wieder zu viel Geld vorhanden, und niemand konnte damit etwas kaufen. Ein anderes Mal war dann wieder zu wenig Geld vorhanden, und Berge von Waren verdarben, nur weil einige ihre Matratzen mit gehortetem Geld vollstopften. Jahrelang haben sich unsere Gelehrten vergebens die Haare gerauft, und ein Stadtkassier nach dem anderen stürzte sich verzweifelt in den See.

Dies ging so weiter, bis einer unser besten Wirtschaftsgelehrten auf den Gedanken kam, die Ideen unseres Stadtgründers Gottlieb Duttweiler anzuwenden. Er soll gerade einen Joghurtbecher in der Hand gehalten und nachdenklich den Datumstempel betrachtet haben, der ihm garantierte, dass die Ware noch frisch war. Da kam ihm die glorreiche Idee, auch das Geld zu datieren und somit einen regelmässigen, ungestörten Geldkreislauf zu garantieren. In den nächsten Tagen arbeitete er so intensiv an seiner neuen Geldtheorie, dass er die Balkontüre mit der Haustüre verwechselte und vom dritten Stock auf das Pflaster fiel. In seinen toten Händen fand man die Lösung für all unsere Geldprobleme, und seither haben wir fest datiertes Geld.“

Der alte, haarlose Geldwechsler blickte triumphierend zu Silvan, der höflich nickte, obwohl er keineswegs überzeugt war und das datierte Geld für blanken Unsinn hielt. Bevor man ihnen weitere wirtschaftliche Lektionen erteilen konnte, verliessen sie die Wechselstube, um sich nach einer Unterkunft für die nächsten Tage umzusehen.

Sie traten wieder auf die belebte Strasse und gingen vorsichtig den Hauswänden entlang, um nicht einen Zusammenstoss mit einem der flitzenden Zweiräder zu riskieren. Andreas, von der ihnen eilig und achtlos entgegen strömenden Menge irritiert, hängte sich bei Madeleine ein. Madeleine lächelte und versuchte, in den entgegenkommenden Gesichtern zu lesen, doch die meisten wichen ihrem offenen Blick aus, betroffen und verlegen. Nur wenige liessen ein kurzes Lächeln, Zwinkern oder Neugier erkennen, um danach ihr Gesicht wieder zu versteinern und der übrigen Menge anzupassen.

Aus einer Seitenstrasse erklang der dumpfe Schlag einer Trommel. Die Leute vor ihnen blickten kurz hinüber, um leicht erschreckt weiterzueilen. Nähergekommen sahen sie einen langen Zug schwarzgekleideter Frauen und Männer, die gemessen und in bewusster Trauer daher schritten. Hinter einem als Knochenmann eingekleideten Trommler schritt eine voll verhüllte Frau, von einem der Männer gestützt. Dahinter zog sich der restliche Trauerzug, die Leute vorne schweigend und mit leidender Miene, weiter hinten lockerer und gesprächiger. Zwei in schwarzes Tuch eingehüllte Schimmel zogen einen offenen Wagen. Darauf lag der Verstorbene, vollständig von Blumenkränzen eingehüllt, so dass vom Toten nur eine weiss gepuderte Nase sichtbar war. Dem Wagen mit dem Toten folgte eine Schar schwarzer Trauerweiber, die Schilder trugen, auf denen die rühmenswerten Taten und Eigenschaften des Verstorbenen aufgedruckt waren. Dem Schilderwald liess sich entnehmen, dass der Verstorbene ein zärtlicher Gatte, ein gerechter Vorgesetzter, arbeitsam, pünktlich und ehrlich gewesen war sowie sich als Vorbild der Jugend beim Einsammeln von Altpapier hervorgetan hatte.

Kaum war der Trauerzug vorbeigezogen, nahm die Menge der Fussgänger und Zweiradfahrer wieder ihren gewohnt raschen Gang auf. Auch die drei Reisenden gingen weiter, noch eine Weile von den Trommelschlägen des Knochenmannes verfolgt. Eine leuchtend grüne Hinweistafel wies auf die Nähe eines Hotels hin: „Hotel Elite, für Leute von heute. Ganz in der Nähe. Gutbürgerliche Küche. Alle Zimmer mit fliessend Wasser und echt antiker Kunststoffeinrichtung.“

Sie folgten den am Boden aufgemalten Pfeilen und gelangten zu einem schmucklosen, dreistöckigen Kasten, dessen riesiger, säulenbewehrter Eingang zu den kleinen Fenstern in krassem Missverhältnis stand. In der Eingangshalle mit gezielt platzierten Plastikstühlen wurden sie von einem jungen, schlaksigen Mann mit zerkaute Fingernägeln empfangen. Er nahm ihnen ihr Gepäck ab und ging mit federnden Schritten auf die Treppe zu, um ihnen ihre Zimmer zu zeigen. Sie folgten ihm und nahmen ihre Zimmer in Beschlag. Madeleine und Andreas erhielten ein langgestrecktes, helles Zimmer mit zwei Betten, einem hohen, schmalen Kasten, zwei grauen Kunststoffstühlen auf verdächtig dünnen Metallbeinen sowie einem schön geschnitzten Holzstuhl. Die Wände waren mit dem immer gleichen Bild eines putzigen Rehs vollgeklebt. Der junge Mann wies sie stolz auf die zwei grauen Kunststoffstühle hin, sah verlegen zum Holzstuhl hinüber, murmelte etwas und ging kurz hinaus, um den fehlplatzierten Stuhl durch einen weiteren grauen Kunststoffstuhl zu ersetzen. „Echte Plastikstühle, nach antikem Muster“, sagte er befriedigt und verliess sie im Bewusstsein, in einem wirklich vornehmen Hotel angestellt zu sein.

Madeleine liess sich ausgestreckt auf das Bett fallen und rief: „Diese Stadt ist doch zu komisch. Hoffentlich haben wir genügend Zeit, uns gründlich umzusehen. Ich habe schon immer davon geträumt, einmal in eine richtige Stadt zu reisen.“ Andreas nickte und sah vom Fenster auf eine belebte Strasse, wo sich eben zwei Männer beschimpften, von einem ganzen Ring von Zuschauern angefeuert. Einer der Zuschauer mischte sich in den Streit ein. Sofort gingen die beiden streitenden Männer gemeinsam auf ihn los und vertrieben ihn fluchend in eine Seitengasse.

Es klopfte an die Tür, Silvan streckte seinen Kopf ins Zimmer und lud sie zum Abendessen ein. Am Boden aufgemalte Pfeile loteten sie in die Gaststube im unteren Stock. Der grosse, rechteckige Saal war mit Gästen vollgepfercht, die an weissgrün gestrichenen Holztischen sasssen und sich ihre Mahlzeit schmecken liessen, beobachtet von runden, farbigen Papierfischen, die an der Decke hin und her schaukelten. Wirt oder Kellner waren nicht zu sehen. Ein grosses Schild wies darauf hin, sich selbst zu bedienen. Sie sahen einige Gäste ungeduldig an einer langen, eingezäumten Theke stehen. Die Theke war mit den verschiedensten Esswaren angefüllt. Daneben lagen haufenweise Teller, Messer, Gabeln sowie Holztablets, auf denen die Gäste ihre gefüllten Teller an dieTische trugen. Andreas

blickte etwas ratlos um sich, nahm dann eines der Tablett und versuchte, sich an die umlagerte Theke heranzudrängen, von einigen der wartenden Gäste misstrauisch beobachtet. Die Vielfalt der bunt durcheinander gehäuften Waren – von schon geschnittenem Brot, braunen Kartoffelbrei bis zu glasierten Tortenstücken – liess Andreas unsicher werden, und er überlegte hin und her. Eine kleine, schwitzende Frau stiess ihn an und rief ihm zu, er solle sich beeilen. „Ist doch egal, was du nimmst. Im Grund schmeckt doch alles gleich.“

Andreas musste ihr später recht geben, doch im Moment war er von der offensichtlichen Vielfalt überwältigt, ebenso wie Madeleine, die allerdings bei den meisten Sachen misstrauisch die Nase rümpfte. Andreas entschied sich endlich für einen pappig aussehenden Reisbrei, in dem braune Fleischwürfel schwammen, und ein grosses Stück Apfelkuchen mit faszinierend durchsichtiger Glasur. Madeleine traute dem vielfältigen Angebot nur halb und begnügte sich mit Brot und verschiedenen Käsesorten, während Silvan den braunen Kartoffelbrei und schwärzliche Bohnen riskierte.

Da sonst alle Tische voll besetzt waren, setzten sie sich zu einem jungen Paar, das frisch geheiratet hatte (so stand es jedenfalls in rotem Aufdruck auf ihren Hemden).

Es war so, wie die kleine Frau gesagt hatte: Alles besass denselben süss-sauren Geschmack, selbst der Käse und der Apfelkuchen. Silvan machte einige spiessige Bemerkungen über die Zürcher Küche und schwärmte von der heimatlichen Esskultur, worauf die junge Frau die Augen aufriss und ihn interessiert musterte. Silvan nickte ihr lächelnd zu und stellte sich vor.

Die junge Frau – eine mittelgrosse, zierliche Person mit wachen Augen – erklärte ihm, dass sie eben frisch verheiratet sei und heute ihren dreijährigen Ehevertrag unterzeichnet hätte. Der Ehemann, ein kräftiger Bursche mit breitem Gesicht, nickte stolz. Madeleine glaubte nicht recht verstanden zu haben: „Was? Einen dreijährigen Ehevertrag! Eine Ehe wird doch für das ganze Leben geschlossen.“

„Nicht doch“, erwiderte die junge Ehefrau: „Hier in der Stadt werden alle Ehen auf Zeit geschlossen. Dies wie bei jedem anderen Vertrag auch. Jedes Paar kann selbst entscheiden, bis zu welchem Datum es seine Ehe befristen will, ein Jahr, zwei Jahre oder höchstens fünf Jahre. Danach ist jeder Partner frei, die Ehe aufzulösen oder weiter zu verlängern.“

„Genau“, ergänzte der Ehemann: „Das ist wie bei den Lebensmitteln. Auch die sind datiert, und wenn sie nicht mehr frisch sind, läuft nichts mehr. So auch in der Ehe. Ich selber war schon einmal verheiratet, für ein Jahr. An und für sich hätten mir sechs Monate gereicht, aber Vertrag ist Vertrag. Und da ich meine jetzige Frau sehr liebe, habe ich in einen dreijährigen Ehevertrag eingewilligt, obwohl zweijährige Verträge heute gross in Mode sind.“

Madeleine schaute verdutzt zu Andreas, dem eine vordatierte Ehe ebenfalls nicht zu gefallen schien. Nur Silvan meinte, das sei vielleicht nicht die schlechteste Lösung. „Doch was geschieht mit den Kindern, wenn eine Ehe nicht verlängert wird?“ wollte er wissen.

Die junge Frau zuckte die Achseln und meinte dann: „Kommt ganz auf den Ehevertrag an. Je nachdem, was im Ehevertrag vorgesehen wird, erhält die Frau oder der Mann die spätere Aufsicht über die Kinder. Praktisch wird dies ganz unterschiedlich geregelt. Zum Teil hängt es auch davon ab, was die Kinder selber wollen, vor allem wenn schon ältere Kinder da sind. Doch da ich noch keine Kinder habe, habe ich mich mit diesen Dingen nichts speziell befasst. In unserem Vertrag steht nur, dass eventuell vorhandene Kinder nach einer Nichtverlängerung des Ehevertrages von beiden gleichermassen betreut werden sollen.“

Damit schien für sie das Thema erschöpft zu sein, und sie fragte Silvan nach seinen Reiseerlebnissen. Silvan gab einige Erlebnisse und Anekdoten zum besten, um dann langsam ein Thema anzusteuern, das ihn interessierte. Seine Frage nach der Regierung der Stadt fiel jedoch auf völliges Unverständnis des jungen Paares. Auch ein älterer Mann am Nebentisch, der interessiert gelauscht hatte, schüttelte nur den Kopf.

„Wir haben in der Stadt keine Regierung. Bei uns regelt sich alles von selbst. Jeder tut seine Pflicht, und alles läuft wie am Schnürchen.“

Silvan schüttelte leicht den Kopf und wollte wissen, wer denn kontrolliere, dass jeder seine Pflicht tut.

„Das ist ganz einfach“, meinte der Mann am Nebentisch: „Die Rechte und Pflichten jedes einzelnen werden vertraglich festgelegt, gemäss den Prinzipien von Angebot und Nachfrage. Wer seine vertraglichen Pflichten vernachlässigt, erhält kein Geld, und ohne Geld lässt sich in der Stadt nicht leben. Doch eine Regierung gibt es nicht, nicht dass ich wüsste.“

Er schwieg wieder, von seinen eigenen Gedankengängen sichtlich verwirrt. Silvan bohrte weiter und fragt, wem denn die Häuser, Geschäfte und Fabriken in der Stadt gehörten. Der junge Ehemann überlegte, blickte zum Mann am Nebentisch und sagte zögernd:

„Niemandem und allen zugleich. Alles in der Stadt gehört verschiedenen Genossenschaften, und jeder Stadtbewohner ist automatisch Mitglied aller Genossenschaften. Die einzelnen Genossenschaften regeln ihre Geschäfte selber, im Einklang mit den Interessen der Mitglieder.“

Er schwieg und blickte irritiert zu seiner Frau, die desinteressiert den an der Decke schwebenden Papierfischen zuschaute. Der Mann am Nebentisch erinnerte sich, von einer zentralen Verwaltung gehört zu haben, die die Geschäfte der verschiedenen Genossenschaften koordiniere. Doch Genaueres wusste auch er nicht. Ebenso wenig konnte Silvan in Erfahrung bringen, wer Gesetze aufstellte und deren Einhaltung überwachte. Es gebe zwar eine Polizei in der Stadt. Doch auch die Polizei war eine Genossenschaft wie jede andere, die ihre Arbeit nur gegen Entgelt ausführte. Gegen eine vertraglich bestimmte Summe – die sich nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage richtete – konnte jeder Stadtbewohner die Polizei engagieren, um etwa einen Diebstahl aufzuklären.

Silvan liess das Thema absterben, höchst interessiert daran, mit den Personen in Kontakt zu treten, die die Fäden der Macht in dieser Stadt so unauffällig und unsichtbar zu lenken verstanden. Er war überzeugt, dass auch diese Stadt irgendwo von einigen wenigen Personen regiert würde, etwas anderes konnte er sich von seinen Erfahrungen her nicht vorstellen.

Am nächsten Morgen verliess Silvan Andreas und Madeleine, um nach der – unsichtbaren – Regierung der Stadt zu forschen. Er ging von der festen Überzeugung aus, dass eine Stadt ohne zentrale Koordination nicht überleben könne. Madeleine und Andreas hatten sich mit der jungen Ehefrau verabredet, die ihnen die Stadt zeigen wollte, während ihr Mann seiner Arbeit in einer kleinen Textilfärberei nachging. Ihrem Ehevertrag gemäss übernahm er für die erste Halbzeit die Verantwortung für den Unterhalt, danach war die Frau an der Reihe, einer festen Arbeit nachzugehen (vorbehaltlich Paragraph 17a: Geburt eines Kindes).

Die meisten Stadtbewohner gingen schon ihrer Arbeit nach, so war die Strasse vor dem Hotel weitaus weniger belebt als bei ihrer gestrigen Ankunft. Auch die Gefahr, von einem Zweirad angefahren zu werden, war zu Andreas Erleichterung deutlich geringer. In der Nähe ihres Hotels sahen sie Frauen und Männer, die einen hohen Schuttkegel abräumten.

„Hier ist vor einigen Tagen ein altes, baufälliges Haus plötzlich in sich zusammengestürzt. Zum Glück stand es leer, da sich schon vorher breite Risse gezeigt hatten“, bemerkte ihre Begleiterin, die ihren Pullover heute mit dem Motto „Frisch und fröhlich“ geschmückt hatte. Nach einigen Schritten gelangten sie zu einem grossen, grasbewachsenen Platz, auf dem einige Hunde herumstreunten und von dem aus sich der Blick auf den See und die Limmat öffnete.

„Auf diesem Platz wird jedes Jahr der Winter in einem grossen Fest symbolisch verbrannt. Oben auf einem grossen Holzstoss wird der Bögg, Stoffschneemann und Symbol des Winters, aufgestellt und angezündet. Währenddem rasen Mitglieder der verschiedenen Genossenschaften auf Rössern oder Zweirädern um den brennenden Holzstoss. In einer

Woche ist es wieder soweit. Dazu kommt noch ein grosser Umzug mit vielen historischen Kostümen: Biedermeier, Krawattenanzug, Genossenschaftstrachten und Geschäftsanzüge, ein farbenfrohes Bild. Schade, dass ihr dann schon weitergereist seid.“

Am anderen Ende des Platzes sahen sie drei Männer, die sich abmühten, grosse Glasfenster aufzustellen.

„Dies gehört mit zum Frühlingsfest. Immer um diese Zeit wird ein Glashaus aufgestellt, Symbol von Eis und Kälte. Einen Tag bevor der Bögg verbrannt wird, bewirft die Jugend der Stadt – einem alten Brauch gemäss – das Glashaus mit Steinen, um so symbolisch Kälte und Eis aufzubrechen. Ein schöner Brauch, der den Jungen sehr viel Spass bereitet. Zudem: Scherben bringen Glück.“

Die junge Frau schleuderte einen gedachten Stein gegen das Glas, und sowohl Madeleine wie Andreas lachten, das Klirren von Glas schon in den Ohren. Einer der Männer grinsten ihnen zu und wusch sich den Schweiß von der Stirn.

„Wir haben die Arbeit und die Jungen das Vergnügen“, meinte er, „als ich selber jung war, habe ich auch Steine geworfen. Das hat richtig schön geklirrt.“ Auch die zwei anderen Arbeiter grinsten und schleppten vorsichtig eine weitere Glasscheibe heran.

Andreas sah das andere See- und Flussufer sich im Glas spiegeln. Er drehte sich um. Ihm war aufgefallen, dass weit und breit keine Brücke zur anderen Stadtseite führte. Auch weiter flussabwärts war kein Übergang zu sehen, obwohl der Fluss nicht allzu breit war. Er fragte die junge Frau nach dem anderen Flussufer. Sie blieb zuerst stumm und sagte dann nur abwehrend:

„Das andere Ufer der Stadt ist uns feindlich gesinnt. Wir haben schon seit Jahren keinen Kontakt mehr zur anderen Stadthälfte. Die dort drüben sind alle verrückt.“

Sie schwieg wieder, nicht bereit, sich über dieses Thema näher auszulassen. Andreas und Madeleine schauten angestrengt zum anderen Ufer hinüber. Sie sahen grosse Bäume, dazwischen ein langgestrecktes, dunkelbraunes Gebäude mit vielen kleinen Zwiebeltürmen. Weiter hinten waren zwei Kirchtürme zu sehen: ein hoher schmaler Turm mit steiler Spitze und ein breiter Kirchturm mit einem grossen, runden Zifferblatt, dem beide Zeiger fehlten. Eine alte Frau führte ihre Katze an der Leine dem Fluss entlang, und einige Männer liessen schläfrig ihre Fischerruten ins Wasser hängen. Andreas stiess Madeleine an: Einer der Männer hatte neben sich griffbereit ein Gewehr liegen, das er beim Fischen nicht aus den Augen verlor.

Die junge Frau zog sie rasch vom Ufer weg, darauf bedacht, ihnen mehr die angenehmen Seiten der Stadt zu zeigen.

Sie schlenderten nun durch enge Gassen, in denen sich kleine Läden und dunkle Werkstätten drängten. Es roch nach Leim, Sägemehl und frischem Brot. Sie sahen in eine kleine Werkstatt, wo ein Tischler gerade die Rückenlehne eines Stuhls polierte, und blieben bei einem engen Buchladen stehen, um sich in einen Korb voller Bücher zu vertiefen. Das meiste waren zerlesene Romanemitter eher blutrünstigen Titeln. Andreas kaufte sich aus Neugier ein Buch, das die unheimliche Geschichte des „Grünen Bogenschützen“ enthielt, der aus dem Hinterhalt sein Unwesen trieb. Madeleine fand ein zierliches, mit Tuschzeichnungen geschmücktes Büchlein, das sich um die Erlebnisse des Mädchens Alice drehte.

Einige Schritte weiter öffnete sich die Gasse, und sie standen an der Rückfront einer grossen Kirche mit hohen Zwillingstürmen, die oben in halbrunde Kuppeln ausliefen. Ihre Begleiterin drängte sie zum Eingang und erklärte stolz: „Das ist das Grossmünster, das grösste Kleidergeschäft der Stadt.“

Zusammen mit zwei Männern, die sich mit schweren Einkaufskörben bewaffnet hatten, traten sie in das Grossmünster. Im Innern des Kirchenschiffs mit seinen hohen gotischen Säulen lag Verkaufsstand neben Verkaufsstand, jeder schwer beladen mit farbigen Tüchern, Stoffen oder Kleidern. Lange Reihen bunter Hosen, kurzer Sommerröcke oder schwebender

Gewänder sowie Regale voller Schuhe waren zum Verkauf bereitgestellt. Scharen von Frauen und Männer wühlten genussvoll in den Stoffbergen und Regalen, von einigen atemlos herumrennenden Verkäufern nur mühsam in Schach gehalten. Das Rascheln der Stoffe und die spitzen Begeisterungsschreie der Menge vermischten sich mit den tiefen Tönen einer Orgel. Madeleine war perplex und leicht schockiert. Eine Kirche in einen Tempel des Verkaufs umzuwandeln? Während die junge Frau und Andreas sich mit Begeisterung in den Verkaufsrummel stürzten und zusammen mit allen anderen in den Stoffbergen wühlten, sah sich Madeleine gelangweilt um. Da erblickte sie eine kleine Treppe, die zur Orgel führte. Sie stieg die Treppe hinauf und sah dem Organisten bei seiner Arbeit zu. Er bemerkte die junge, dunkelblonde Frau und wechselte von einem langsamen Choral zu einem beschwingten Walzer, was unten die Einkaufsfreude zusätzlich anzuheizen schien. Die verzweifelten Verkäufer gaben dem Organisten einen Wink, und er verlangsamte die Melodie wieder zu einem Choral. Madeleine lächelte ihm zu und verfolgte, wie er, von ihrer Anwesenheit beflügelt, alle Register seines Könnens versuchte.

Nach einiger Zeit brachte ihm einer der Verkäufer ein Bier. Er liess einige letzte, tiefe Töne über den Verkaufsraum erschallen, trank sein Bier in vollen Zügen und erklärte Madeleine den Aufbau der Orgel: Pfeifenwerk, Bälge und Registerwerk. Sie setzten sich dann beide auf die Orgelbank. Er schnupperte leicht an ihren offenen Haaren, und sie spielten zusammen eine einfache, langsame Melodie.

Einige falsche Töne lotsten Andreas heran, der schon nach Madeleine Ausschau gehalten hatte. Zu dritt spielten sie eine verwirrende, dafür aber laute Folge von Tönen, was unten einige Käufer bewog, sich übereilt für ein Kleid zu entscheiden. Ihre Begleiterin, voll mit farbigen Stoffen eingedeckt, kam, um sie abzuholen. Bedauernd verliessen Madeleine und Andreas den freundlichen Organisten, der ihnen zum Abschied noch ein munteres Volkslied spielte.

Vom Grossmünster aus steuerte die junge Frau, von der Stoffwühlerei ermüdet, direkt auf ein kleines Café zu, das als bekannter Treffpunkt der Zürcher Modewelt galt. Sie hoffte wohl, dort auf einige originelle Kleider zu stossen und sich Anregungen für den Schnitt ihrer neuerworbenen Stoffe zu holen.

Das Café war ein kleiner, kreisrunder Saal in gedämpften, neutralen Farben, welche die farbigen Kleider der Gäste vorteilhaft herausheben sollten. Unregelmässig verstreut lagen kleine, runde Tischchen und feine, zerbrechlich wirkende Stühlchen. Das Café war gefüllt mit sich modisch gebenden jungen Männern und Frauen, die sich mit gelangweilt-interessiertem Blick gegenseitig über kleine Tassen hinweg musterten. Heisse Schokolade nippend, gaben sich die Gäste voll der unterschwelligen, bissigen Konkurrenz modischer Selbstdarstellung hin. Da die strategisch günstigen Tischchen rund an der Wand alle schon besetzt waren, mussten sie mit einem Tischchen in der Mitte des Cafés vorlieb nehmen, so rundherum aufmerksamen Blicken ausgesetzt. Die junge Frau, die ihre neugekauften Stoffe mit gezielt lässiger Geste über eine Stuhllehne hängte, bestellt heisse Schokolade und begann sich vorsichtig umzusehen. Dort jenes grüne, schräggeschnittene Kleid, das sich so geschmeidig um die Schultern einer schlanken Frau mit getönten Haaren legte, und da ein raffiniert gemustertes Hosenkleid, das die üppigen Formen einer nicht mehr ganz so jungen Frau hervorhob. Sie ordnete ihre Eindrücke und begann sie in Schnittmuster umzusetzen. Sie wurde in ihren Gedanken unterbrochen, als man ihnen die heisse Schokolade, zusammen mit einer Schale Schlagrahm, in winzigen Tontassen servierte. Madeleine und Andreas nippten an diesem ungewohnt süssen Getränk, sich nicht bewusst, dass ihre Anwesenheit einige flüsternde Erregung ausgelöst hatte. Das helle Braun und der einfache Schnitt ihrer Lodenmäntel, zusammen mit Kapuze und breiten Taschen, war eine noch nie gesehene Neuigkeit. Einige der um sie herum sitzende Gäste begannen das Raffinement von Kleidern zu begreifen, die durch ihre Unauffälligkeit und Schlichtheit das Gesicht, Augen und Haare

betonten. Einige der Frauen und Männer schlenderten gewandt in Richtung der Toilette, um so die braunen Lodenmäntel auch von vorne und hinten betrachten zu können. Madeleine und Andreas merkten nichts davon, doch in diesem Moment wurde in der Stadt eine neue Mode geboren, und nur einige Tage später begann ein sich immer mehr steigender Run auf schlichte, hellbraune Kleider, zur vollständigen Überraschung der städtischen Schneider.

Den süßen Geschmack der Schokolade noch immer auf der Zunge, schlenderten sie kurz darauf weiter durch die Stadt, von der jungen Frau unermüdlich angetrieben. Diesmal ging es zwischen leicht verwahrlosten Häusern hindurch. Aus einem der Häuser drang das Gebrüll eines Betrunkenen, und eine dünne Frau in kurzem Rock und halboffener Bluse stand breitbeinig vor einem Hauseingang. Sie feilschte mit einem dickbäuchigen Mann, lachte schrill und verschwand mit ihm in den Hausflur. Ein Coiffeur gaffte auf die Gasse und unterhielt sich schreiend mit einem schwerhörigen Mann, der unentschlossen an seinen Bartstoppeln zupfte. Weiter hinten drängte ein junger Mann mit Zeichenmappe ein Mädchen an eine Hauswand, erhielt eine gepfefferte Ohrfeige und verschwand fluchend in einer Kneipe. Wenig später folgte ihm auch das Mädchen in die Kneipe, aus der unrhythmische Gejohle ertönte.

Bei einem schmalen, hohen Haus blieb ihre Begleiterin stehen und fragte sie, ob sie Lust hätten, sich etwas anzusehen. Darin sei eine Wohnung so eingerichtet, wie es früher üblich war. Madeleine nickte, und sie stiegen eine gewundene, knarrende Treppe hoch. Oben blickte ihnen eine kleine, rundliche Frau interessiert entgegen.

„Sie kommen sicherlich die Wohnung der Alten anzusehen. Bitte hier hinein. Die Wohnung ist zwar noch nicht ganz fertig eingerichtet. Uns fehlen noch einige alte Stücke. Doch sieht man schon einigermaßen, wie die Leute in der Alten Zivilisation gelebt haben.“

Sie traten in einen mit weichem Filz bedeckten, schmalen Gang, von dem aus Türen in verschiedene Zimmer führten. Die kleine Frau öffnete eine der Türen.

„Bitte sehr. Hier ist das Bedezimmer. Klein, aber fein. Alles weiss gekachelt, mit echten Chromstahl-Wasserhähnen.“ Einer nach dem anderen drängten sie sich in das winzige Badezimmer, das sauber und kalt wirkte. Die Frau öffnete schon die nächste Tür. „Hier das Schlafzimmer des Ehepaars.“

Sie sahen ein grosses, rundes Bett mit rosarotem Überwurf. Dahinter hing ein Bild von blauen Pferden, die auf einer roten Wiese herumsprangen. Auf einem kleinen, schmucklosen Nachttisch stand ein kannenförmiger, gelber Lampenschirm, der sich in alle Richtungen bewegen liess. An der gegenüberliegenden Wand war ein viereckiger, weisser Kasten mit silbrigen Türknöpfen aufgestellt.

Madeleine blieb unbeeindruckt, und so lief die Frau rasch zur nächsten Tür.

„Hier das Kinderzimmer.“

Sie sahen einen winzigen Raum mit zwei aufeinandergestellten Metallbetten. Im ganzen Zimmer lagen Holzklötze, runde Ballone und staubige Plüschtiere herum.

„Alles Spielsachen der Kinder“, meinte die Frau eifrig: „Im allgemeinen hatte man früher ein bis zwei Kinder, sofern es der Hausmeister nicht verbot. Viele Ehepaare hielten sich als drittes Kind noch einen Hund oder eine Katze, vorausgesetzt, der Hausmeister gab die Erlaubnis.“

Andreas wollte wissen, wieso das Kinderzimmer so klein sei. Kinder brauchten doch genügend Platz, um sich zu bewegen.

Die Frau überlegte und zuckte die Achseln: „Weiss es auch nicht genau. Vielleicht, weil Kinder kleiner sind als Erwachsene. Auf jeden Fall war früher das kleinste Zimmer einer Wohnung meistens das Kinderzimmer. Damit sich die Kinder nie allein fühlten, hat man damals die Wände zum Schlafzimmer der Eltern besonders dünn gemacht. Sehen Sie.“

Die Frau sprang ins Schlafzimmer der Eltern hinüber, und wirklich, man hörte jedes Wort.

Madeleine verliess kopfschüttelnd das Kinderzimmer, und die Frau öffnete ihr eine weitere Tür. Sie sah in einen grossen, hellen Raum: einige mit Muscheln, Plastikreihen und Glasflaschen vollgestopfte Regale, ein tief liegender Glastisch sowie eine Reihe von konisch geformten Stühlen, die rund um einen grossen, hellweissen Kasten mit grauglänzender Frontscheibe gruppiert waren.

„Hier war das eigentliche Zentrum der Wohnung. Abends sass da die ganze Familie traulich beisammen und schaute sich die lebenden Bilder an, die aus dem Kasten kamen und ihnen die ganze Welt ins Haus brachten. Damals war es nicht notwendig, das Haus zu verlassen, um sich das Geschehen in der Welt zu betrachten. So ein Bilderkasten hat die Familie zusammengehalten. Heute jedoch hat das Familienleben an Tiefe verloren, nicht wahr? Die Männer gehen in die Wirtschaft und die Frauen sonst wohin.“

Die kleine, rundliche Frau seufzte um die goldene, alte Zeit, die sie nie erlebt hatte. Sie war eben zu spät auf die Welt gekommen, daran liess sich nichts ändern.

Als letztes öffnete sie ihnen die Tür zur Küche, dem Glanzstück der Wohnung, und sie erblickten eine verwirrende Vielfalt von silbrig glänzenden, glatt polierten Aufbauten und Geräten. Madeleine und Andreas sahen etwas ratlos von einem Ding zum anderen, und die Frau begann zu erklären:

„Dies war früher das unbestrittene Reich der Hausfrau. Nur ganz selten wurde Männern erlaubt, sich in der Küche nützlich zu machen. Die hätten sonst in kürzester Zeit die hochkomplizierten Haushaltapparate ruiniert. Früher sollen die Männer ja so ungeschickt und für beinahe keine Hausarbeiten zu gebrauchen gewesen sein.“ Sie taxierte Andreas mit abwägendem Blick und wandte sich rasch wieder Madeleine zu: „Links sehen Sie verschiedene Messer, wie sie für jedes Gericht gesondert verwendet wurden. Daneben eine Eierschälmaschine und eine Kartoffelschnitz-Anlage. Alles ging früher wie von selbst. Auch das Kochen war damals ein Kinderspiel: Man stellte das Essen in diesen Herd, drückte auf diesen Knopf, und im Nu war alles gar gekocht, ohne langes Ein- und Anfeuern. Und nach dem Essen konnte man Teller, Gabel und Tassen, einfach alles, in diesen Kasten mit dem runden Fenster stecken. Alles wurde im Nu blitzsauber gespült, gewaschen und getrocknet.“

Madeleine fragte sie, wie dies denn möglich gewesen sei. Doch die Frau war überfragt. „Ich weiss auch nicht. Irgendwie muss es funktioniert haben.“

Sie rieb sich verlegen die Hände am Rock, und Madeleine gab ihr rasch noch ein Trinkgeld, bevor sie, wenig beeindruckt, die Wohnung der Alten verliess.

Silvan hatte sich inzwischen nach und nach an das Machtzentrum der Stadt herangetastet. Einige gezielte Fragen bei verschiedenen Genossenschafts-Direktoren und pfiffigen, alten Männern hatten genügt, um herauszufinden, dass faktisch alle Genossenschaften der Stadt und damit auch alle ihre Geschäfte einer einzigen Zentralgenossenschaft angehörten und unterstanden. Nach einigem Suchen entdeckte er auch den Sitz der Zentrale: ein von aussen unscheinbar wirkendes Gebäude, das sich hinter einigen grösseren Wohnhäusern versteckt hiel. Ein kleines, orangefarbenes M und ein Schild „Migros-Genossenschaft“ waren die einzigen Hinweise an der Eingangstür. Er betrat einen dunkelgrünen, leeren Flur und ging dem an die Wand gemalten Pfeil entlang. Der Flur führte um einige Ecken auf eine Tür zu. Er trat hindurch und befand sich wieder im Freien, auf der Rückseite des Gebäudes.

Silvan lief den Flur zurück und suchte nach einem Hinweis auf eine versteckte Tür. Zu sehen war nichts, bis auf den schwarzen Pfeil in der Nähe des Eingangs. Bei genauer Betrachtung sah er oben am Pfeil eine feine, dünne Linie. Er drückte auf den Pfeil, und nach einigen Versuchen drehte sich dieser nach unten. Neben ihm öffnete sich lautlos eine Türe, die in ein kleines, ebenfalls leeres Zimmer führte.

Er trat ein, und aus der oberen, rechten Ecke des Zimmers ertönte eine grobe Stimme, die wissen wollte, was er hier zu suchen habe. Silvan überlegte einen Moment und zitierte dann einige Sätze aus „Il Principe“ von Machiavelli, traditionelle Erkennungsworte für Eliten.

Die Stimme schwieg, und eine geraume Weile geschah nichts. Plötzlich öffnete sich eine weitere Tür, und er trat in einen grossen, mit Marmor ausgelegten Raum. An den Seitenwänden hing das gleiche schwermütige Porträt Gottlieb Duttweilers wie auf den datierten Geldscheinen, darunter waren zwei Leitsprüche in goldenen Buchstaben eingelegt: „Sozial sein heisst: für die Mehrheit denken“ und „Dienen am Volk ist eine grosse schöpferische Kraft“. In der Mitte des Raums stand ein Marmorpodest, auf dem ein grosses, goldenes Buch lag. „Das soziale Kapital“ las Silvan beim Näherkommen.

Ein grosser, dunkelblonder Mann in langem, orangenem Gewand kam ihm entgegen und geleitete ihn schweigend zu einer hohen, geschnitzten Holztür am Ende des Raumes. Er verneigte sich vor Silvan, drückte auf einen kleinen Knopf, und die Tür öffnete sich.

Silvan trat in ein kühle, mit alten Teppichen geschmücktes Konferenzzimmer. An einem langen, schweren Steintisch sassen zwei Frauen und drei Männer, die ihm schweigend entgegenstarrten. Alle fünf trugen blaue Masken, die Augen und Nase verbargen. Einer der Männer stand auf, zitierte zwei Sätze aus „Il Principe“ und wies auf einen leeren Stuhl. Silvan replizierte mit weiteren Zitaten und setzte sich ruhig. Der dunkelblonde Mann brachte kelchförmige Gläser, gefüllt mit rubinrotem Wein und zog sich zurück. Die fünf Maskierten prosteten Silvan zu und beobachteten einschätzend, wie er das Glas ergriff und den ersten Schluck nahm. Die Einschätzung fiel offensichtlich positiv aus, denn nach den obligaten Überleitungsfloskeln waren sie bereit, seine Fragen zu beantworten. Die fünf Maskierten waren die obersten Verwalter der Stadt. Sie standen der Zentralgenossenschaft vor, die alle anderen Genossenschaften umfasste. Ihre Tätigkeit beschränkte sich allerdings im wesentlichen darauf, indirekt und korrigierend einzugreifen und die alltäglichen Ordnungsaufgaben dem Spiel von Wettbewerb und Konkurrenz zu überlassen.

Oder wie es einer der maskierten Verwalter erklärte: „Es gibt kein Ordnungspinzip, das die Leute besser und anonymer diszipliniert als die ständige Konkurrenz, die dafür sorgt, dass die Anpassungs- und Leistungsfähigen sich durchsetzen. Unsere vornehme Aufgabe besteht nur darin, zu verhindern, dass einer allein zu stark wird. Diese Aufgabe fällt uns umso leichter, als alle Geschäfte und Genossenschaften direkt oder indirekt der Stadt unterstehen. So können wir einen ständigen Konkurrenzkampf zwischen den verschiedenen Genossenschaften der Stadt garantieren, ohne in Gefahr zu kommen, dass irgendein initiativer Unternehmer zu stark wird und alle seine Konkurrenten vernichtet. Unser Machtmonopol ist der beste Garant für ein Gleichgewicht des Wettbewerbs.“

Eine der maskierten Frauen nickte bestätigend und ergänzte: „Das System des Sozialen Kapitals mit seinem regulierten Konkurrenzkampf ist die beste Methode, um mit einem Minimum an direkter Herrschaft ein Maximum an Ordnung und Disziplin zu erreichen. Das System des Sozialen Kapitals umgeht die Gefahren eines chaotischen, anarchistischen Wettbewerbs ebenso wie die Gefahren einer kollektivistischen Diktatur.“

Silvan nickte zustimmend, denn er hatte in den Parteischulen gelernt, dass die hohe Kunst des Regierens darin besteht, möglichst unbemerkt und unauffällig zu herrschen. Doch bisher hatte er noch keine Stadt gesehen, in der dies so gut gelungen schien, dass fast niemand in der Stadt die Existenz der Zentrale überhaupt zur Kenntnis nahm.

Seine Frage nach einer städtischen Opposition wurde von den fünf Masken mit mildem Lächeln aufgenommen.

„Natürlich haben wir auch eine Oppositionsgruppe“, meinte einer der Verwalter: „Sie wird von uns finanziert und kontrolliert. Wir achten darauf, dass die Oppositions-genossenschaft immer radikal bleibt, so dass die Mehrheit der Bevölkerung abgeschreckt wird und sich

weiterhin in die bekannte Ordnung flüchtet. Die intelligenten Opponenten werden von uns gezielt befördert und integriert, der Rest disqualifiziert sich von selbst.“

Silvan verneigte sich in Gedanken vor dem staatsmännischen Können der Verwalter, liess sich aber äusserlich nichts anmerken. Er schwieg eine Weile und fragte dann unvermittelt nach dem Stadtteil am anderen Ufer des Flusses. Seine Frage führte zu abwehrendem Fingerschnippen und einer der Maskierten ereiferte sich über die dort herrschende Anarchie. Ständig komme es dort zu Schiessereien zwischen sich bekämpfenden Banden und keiner wisse eigentlich, wer wann die Oberhand habe, ein chaotischer Zustand, der jedes vernünftige Gespräch ausschliesse. Zwischen beiden Teilen der Stadt Zürich sei schon seit Jahren jeder Kontakt abgebrochen worden und im Gegensatz zu früher führten heute keine Brücken mehr über den Fluss.

Eine der maskierten Frauen erwähnte nebenbei, dass vor kurzem ein Fremder – trotz ihm zugespielten Warnungen – in den anderen Stadtteil gereist sei, um irgendwelchen alten Papieren nachzujagen. Einige gezielte Fragen, und Silvan erfuhr zu seinem nur mühsam kontrollierten Erstaunen, dass sich Denis Ravonal – ein skrupelloser Intrigant, unermüdlicher Abenteurer und Vertreter des Westreichs – in derselben Gegend herumtrieb, höchstwahrscheinlich auf der Spur nach wertvollen technischen Dokumenten. Denis Ravonal hatte sich im Westreich durch waghalsige Aktionen – wie etwa der nächtlichen Erstürmung von Sacre Coeur – während der Bürgerkriegswirren hervorgetan und sich rechtzeitig dem Lager des siegreichen Managements zugestellt, so dass ihm eine rasche Karriere sicher gewesen wäre, hätte er es nicht vorgezogen, als Einzelgänger immer wieder neuen Abenteuern nachzujagen.

Silvan hatte ihn an einer Abrüstungskonferenz in Nizza kennengelernt und so verschieden sie äusserlich waren, so ähnlich waren sich beide charakterlich. Zwangsläufig hatten sich beide auf den ersten Blick intim verfeindet, eine Feindschaft, die nur deshalb nicht zu ihrer vollen Entfaltung gekommen war, weil sich ihre Wege – zu ihrem uneingestandenem Bedauern – seither nicht mehr gekreuzt hatten.

Für Silvan war es sofort klar, dass auch er den anderen Stadtteil aufsuchen müsse, allein schon, um zu versuchen, die Pläne von Denis zu durchkreuzen, was sie auch immer beinhalten mochten.

Obwohl er sich zu beherrschen versuchte, hatten seine Gegenüber doch erkannt, dass ihn die Nachricht über den Fremden bewegte, hatte er doch zweimal mit den Füßen leicht gewippt, untrügliches Zeichen einer nur mühsam aufrechterhaltenen Gleichgültigkeit. So musste sich Silvan dazu bequemen, seine Bekanntschaft und Feindschaft mit dem Fremden aus dem Westreich anzutönen, wobei er offen liess, ob sich dahinter persönliche oder politische Motive verbargen.

Doch die fünf Verwalter waren trotzdem misstrauisch geworden und liessen das Gespräch rasch ins Unverbindliche abgleiten. Silvan sah ein, dass er nichts Wichtiges mehr erfahren würde und verabschiedete sich bald von den fünf heimlichen Herrschern der Stadt, um vom grossen Dunkelblonden durch eine Hintertür schweigend aus dem Gebäude geführt zu werden.

Silvan traf seine beiden jungen Reisegefährten erst gegen Abend, als Andreas und Madeleine ebenfalls ins Hotel zurückkehrten, Madeleine leicht hinkend, das linke Bein aufgeschürft. Andreas hatte Zweiräder organisiert und beide waren kreuz und quer durch die Stadt geradelt, bis Madeleine, um einem Hund auszuweichen, in einen Baum fuhr, stürzte und sich das linke Knie blutig schürfte. Silvan schaute sich die Schürfung an, behandelte sie mit starkem Alkohol und lachte über Madeleines Grimassen. Während Andreas damit beauftragt wurde, für morgen früh ein Boot über den Fluss zu organisieren, erzählte Madeleine über ihren Stadtbummel, wobei sie – ebenso wie Silvan bei seiner Erzählung – einige ihrer Erfahrungen verschwieg.

Die junge Frau mit ihrem frischen, dreijährigen Ehevertrag, hatte sie von der Altstadt aus zur Universität der Stadt geführt, einem altbraunen, behäbigen Gebäude, das aussen eigentlich nur durch einen Kuppelturm und innen durch einen grossen, lichten Zentralhof bemerkenswert schien. Die Hörsäle gruppierten sich mehrstöckig um den lichten Hof, der durch leicht verstaubte Gipsstatuen besetzt schien.

Madeleine begleitete die junge Ehefrau in ihre Vorlesung, wogegen Andreas zu seiner Entrüstung draussen bleiben musste, denn das Thema – Der Mann: Wesen und Unwesen – war dem weiblichen Geschlecht vorbehalten. So hörte Madeleine interessiert einer munteren, grauhaarigen Frau zu, die – mit lebhaften Gesten und mit Beispielen aus fünfzehn Eheverträgen untermalt – über die Behandlung und Erziehung von Ehemännern sprach. Sie ging von der überzeugend dargestellten Erfahrung aus, dass Männer an und für sich höchst unkomplizierte, leicht lenkbare Wesen seien, wenn man erst einmal ihre Selbstüberschätzung durchschaut habe. Einige kleine Experimente am lebenden Objekt – zwei blöde vor sich hinlächelnde, nackte Burschen – veranschaulichten ihre These, dass Männer am besten durch zwei, drei Schlüsselreize gesteuert werden können. Die anschliessende Diskussion drehte sich dann allerdings mehr um die Frage, wie man Ehemänner nach Ablauf der Vertragsdauer wieder elegant los werde und ob Second-Hand-Männer mehr Vorteile oder mehr Nachteile aufwiesen. Die Diskussion führte zu keinem Ergebnis und endete damit, dass die Frage aufgeworfen wurde, ob Männer überhaupt notwendig seien.

Unterdessen hatte sich Andreas unschlüssig in der Universität umgesehen. Studenten allen Alters – vom altklugen Jüngling bis zur aufgeweckten Greisin – rannten von Vorlesung zu Vorlesung. Ohren und Hirn mit alten Weiheiten und neuen Banalitäten vollgepfropft. Die einen bewegten sich mit einer selbstbewussten Lässigkeit, als ob sie soeben die erste Stufe der Genialität erreicht hätten. Andere Studenten diskutierten mit der Selbstunsicherheit von Leuten, die erst allmählich zu sich selbst vorstossen.

Einige jüngere Studentinnen pfften anerkennend hinter Andreas her, von seiner kräftigen Gestalt angetan. Sie kamen näher, drängten ihn in eine Ecke und küssten ihn – sich gegenseitig abwechselnd – heftig auf den Mund, um den soeben gehörten Kurs über Erotik in der Kunst durch praktische Übungen abzurunden. Nach und nach kam Andreas, zuerst erschrocken und schockiert, auf den Geschmack, so dass er eine ebenso interessante Erfahrung machen konnte wie Madeleine in ihrer Vorlesung.

Als sie sich später wieder trafen, schwiegen sich beide über die letzte Stunde aus. Um das gegenseitige Schweigen zu durchbrechen, schlug Andreas vor, sich Zweiräder zu besorgen und damit in der Stadt herumzukurven. Madeleine und die junge Frau waren sofort einverstanden. Am Eingang zur Universität mieteten sie drei Zweiräder, um – nach den üblichen Anfangsschwierigkeiten – ebenso elegant an Fussgängern vorbeizuflitzen, wie sie es bei den übrigen Zweiradfahrern gesehen hatten. Dies bis Madeleine stürzte.

Am nächsten Tag verliessen sie ihr Hotel in aller Frühe, um möglichst unbemerkt zum anderen Teil der Stadt überzusetzen. Andreas hatte einen Fischer gefunden, der bereit war, sie heimlich hinüber zu rudern. Er stand schon am Fluss bereit, liess sich das versprochene Geld auszahlen und hiess sie, in sein kleines, altersschwaches Boot einzusteigen. Der Fischer deckte sie mit einer schmutzigen Blache zu und ruderte sie in einem grossen Bogen ans andere Flussufer. An einer menschenleeren, von grossen, halbausgebrannten Bürohäusern gesäumten Uferpromenade setzte er sie ab, um so rasch wie möglich zurückzurudern.

Es war niemand zu sehen, nur die leeren Fensterhöhlen der halbausgebrannten Bürohäuser blickten auf sie herab. Einige Spatzen stritten sich mit zwei Enten um ein grosses Stück harten Brots und zwei Ratten schnupperten an einer halbvollen, umgekippten Mülltonne. Ein Windstoss trieb Silvan einige Papierfetzen vor die Füsse. Langsam gingen sie einer in die Stadt führenden breiten Strasse eintlagn, an verwahrlosten, doch offensichtlich bewohnten

Häusern vorbei, bis sie zu einem mit Schutt und Glasscherben übersäten kleinen Platz kamen. Sie zögerten und blickten sich um. Noch immer war kein Mensch zu sehen. Nur eine struppige Katze blickte ihnen mit halbgeschlossenen Augen entgegen und auf einem kleinen, mit Wäsche vollstopften Balkon an einem der Häuser hüpfte ein grüner Wellensittich in seinem Holzkäfig hin und her. Madeleine und Andreas gingen auf die Katze zu, die sich voller Behagen streicheln liess. Silvan sah ihnen zu und überlegte, welche der vielen kleinen Gassen sie erkunden sollten.

Hinter ihnen zischte plötzlich eine Stimme: „Pfoten hoch und keine Bewegung. Sonst knallts“. Die Katze floh blitzartig und Andreas blickte sich erschrocken um. Aus einer Hausecke am Rand des kleinen Platzes winkte sie ein kleiner, unrasierter Mann in vornehmen, dunkelbraunen Anzug zu sich heran, ein Gewehr mit abgesägtem Lauf auf sie gerichtet. Hinter ihm stand grinsend ein zweiter Mann mit spitzer Nase und fliehendem Kinn, ebenfalls in einen dunkelbraunen Anzug gekleidet. Der Unrasierte bedeutete ihnen, mit hoch erhobenen Armen vorwärts zu gehen, über den Platz hinweg in Richtung eines kleinen Tors, das in ein Gewirr von Mauerresten und Holzhütten führte.

Sie gehorchten widerwillig und gingen mit hoch erhobenen Armen über den Platz auf das Tor zu, so wie es ihnen der kleine Unrasierte befahl. Der Mann mit der spitzen Nase stolzierte neben den drei Gefangenen und zertrat mit seinen schwarzlackierten Schuhen gezielt einige Glasscherben. Andreas blickte nach hinten. Der andere Mann lief dicht hinter ihm her und hielt sein Gewehr noch immer griffbereit. Andreas war sich nicht sicher, ob er diese zwei Männer in ihren lächerlich vornehmen Anzügen zu fürchten hatte, doch hielt er es für gescheiter, die Arme vorerst oben zu halten. Auch Silvan gab ihm einen Wink, sich vorerst zu fügen und keine unvorsichtige Bewegung zu riskieren.

Silvan wollte eben durch das kleine Tor gehen, als von rechts vier dunkelblau gekleidete Männer auf Zweirädern daherflogten und sofort auf die beiden Dunkelbraunen zu schiessen begannen. Silvan zerrte Andreas und Madeleine rasch inter das Tor, wo sie sich hinter einer breiten Säule in Sicherheit brachten. Ebenso rasch, wie die Schiesserei begonnen hatte, hörte sie auf. Es wurde wieder still, die letzten Schüsse verhallten. Andreas hob vorsichtig den Kopf und versuchte, durch das Tor zu blicken. Er sah nur, wie sich am Ende des Platzes der Mann mit der spitzen Nase rasch verkroch, seinen hinkenden Kollegen mit sich ziehend.

Einer der Dunkelblauen – ein dünner, glatzköpfiger Mann mit buschigem Schnauz – stellte sich breitbeinig vor das Tor und richtete sein Gewehr auf Andreas. Auch die anderen drei Männer kamen näher, mit der nichtssagenden Miene von Leuten, die wissen, dass ihr Gewehr für sie spricht. Alle vier hatten die gleichen spitzen, schwarzlackierten Schuhe, die genau gleichen zweireihigen dunkelblauen Anzüge und alle wurden von einer rot karierten Krawatte gewürgt. Einer der Männer trat vor und untersuchte mit geübten Griffen Silvan und Andreas auf Waffen. Er fand bei beiden die Pistole und pfiff dabei anerkennend durch eine Zahnlücke.

„Aha, ihr seid Profis. Und Vogelfutter habt ihr auch dabei“, meinte der Glatzköpfige und kniff Madeleine in den Arm. Sie trat ihm heftig gegen das Schienbein. Doch der Glatzköpfige grinste nur. „Wehrhafte Mäuschen sind immer besonders knusprig.“

Die anderen Männer kicherten und begannen routiniert, ihren Gefangenen die Augen zu verbinden. So wurden sie vorwärts getrieben, über glatte oder auch schuttübersäte Strassen, einmal nach rechts, dann wieder nach links, so dass sie bald jede Orientierung verloren. Die vier Männer machten sich einen Spass daraus, Madeleine von hinten zu betatschen und ihr saftige Küsse zu verpassen. Ihre Abwehr erheiterte die Bewacher und das Gekicher erreichte immer dann einen schadenfrohen Höhepunkt, wenn sie einen der Männer wieder einmal heftig am Schienbein traf.

Madeleine verwünschte Silvan, der sie aus irgendwelchen unbekannten Gründen in dieses Abenteuer hineingezogen hatte. Auch Andreas war verwirrt und versuchte, den Verband vor

seinen Augen zu lockern. Dies führte nur dazu, dass man ihm den Verband noch fester verknotete.

Einer der Männer versuchte sie zu beruhigen: „Euch geschieht nichts. Der Boss wird entscheiden, was mit euch weiter läuft. Vielleicht bekommt ihr die Chance, bei uns mitzumischen. Fixe Jungs können wir immer gebrauchen.“

Die anderen murmelten bestätigend und erlaubten ihren Gefangenen, langsamer zu gehen. Unter ihren Füßen knirschte zerbrochenes Glas. Nach einigen weiteren Schritten wurden sie vorsichtig eine abgeschliffene Steintreppe hinauf gelotst und durch eine Drehtüre geschleust. Den drei Gefangenen wurden die Augenbinden gelöst und sie sahen sich erstaunt um.

Sie befanden sich in einer mit hellen Steinplatten ausgelegten Eingangshalle, von der aus kreuzförmig vier breite Treppen in obere Stockwerke führten. Verschiedene bewaffnete Männer in denselben dunkelblauen Anzügen begrüßten den Glatzköpfigen mit lautem Hallo und musterten Madeleine mit kühlen Kennerblicken. Der Glatzköpfige nickte befriedigt und geleitete seine drei Gefangenen über eine der Treppen in den oberen Stock. Sie kamen an einem grossen Büro vorbei, in dem Frauen und Männer in einer langen Reihe an Pulte angekettet waren und nach dem Diktat eines riesigen, schweren Vorgesetzten blitzschnell Kolonnen von Zahlen aufschrieben, zusammenzählten und eintrugen. Madeleine und Andreas erstarrten und blieben stehen. Der Vorgesetzte unterbrach sein Diktat und starrte sie finster an, bereit sie an eines der Pulte anzuketten.

Der Glatzköpfige schubste die Beiden weiter und spuckte verächtlich aus. „Das sind Angestellte. Die muss man hart anpacken, sonst sitzen sie faul herum.“

Auf die Frage, ob die Leute Tag und Nacht angekettet blieben, gab er keine Antwort. Noch eine ganze Weile hörten sie den Vorgesetzten Zahlen herunterrattern und Madeleine begann sich immer unbehaglicher zu fühlen. Sie blickte rasch zu Silvan, doch der gab sich alle Mühe, stoisch zu wirken.

Einen Stock höher passierten sie eine ganze Reihe kleiner Büros, alle gleich ärmlich eingerichtet: ein mit Aktenbergen voll bepacktes Pult, einige grobe Holzstühle und einige verstaubte Gummipflanzen. Überall in den Büros sassen Männer herum, die Füße aufs Pult gelegt und in Aktenbergen blätternd oder Gewehre reinigend.

Mit jedem Stockwerk wurden die Büros allerdings grösser und gediegener. An die Stelle von abgewetztem Filz traten weiche, handgeknöpfte Wollteppiche, angeheftete, schmierige Photos von nackten Mädchen wurden durch gemalte Landschaften mit zweideutigen Schäferinnen ersetzt, und die Pulte wurden umso breiter, je weniger Akten sich darauf häuften. Im obersten Stock traten sie durch eine schwer gepanzerte Tür in einen grossen Raum.

In der Nähe der Tür lungerten zwei schwer bewaffnete Männer in weichen Polstersesseln herum, geschminkte Frauen mit gewirkten Strümpfen, kurzen Röcken und halboffenen Hemden auf dem Schoss. In der Mitte des Raumes stand ein grosser Spieltisch, an dem drei Dunkelblaue mit langen Stecken kleine, bunte Holzkugeln anstiessen. Sie waren so in ihr Spiel vertieft, dass sie von den Eintretenden kaum Notiz nahmen. Am hinteren Ende des Raums sass im Halbschatten schwerer Vorhänge ein Mann hinter einem grossflächigen, leeren Schreibtisch.

Der Mann blickte ihnen entgegen. Andreas stutzte und sah genauer hin: das Gesicht des Mannes war vollständig mit einer glänzenden, goldenen Maske verdeckt, die nur Mund und Kinn freiliess. Der Mann stand auf und kam hinter dem Schreibtisch hervor, sein linker Arm blieb nach unten gedreht. Die Hand fehlte, an ihrer Stelle war eine grosse Pistole aufgeschraubt. Der Glatzköpfige murmelte ihm etwas ins Ohr und der Mann in der goldenen Maske stiess ihm seinen Pistolenarm freundschaftlich in den Bauch. Dann wandte er sich Silvan zu und entschuldigte sich für die erlittenen Unannehmlichkeiten. Andreas beobachtete ihn näher: die Maske schien wirklich aus Gold zu bestehen. In ihr spiegelten sich der Raum

und das Gesicht von Silvan, der sich bemühte, sein gewohnt lässiges Mienenspiel auch in dieser Situation zu retten. Da die goldene Maske nur harte, bohrende Augen, Mund und ein kantiges Kinn offen liess, war sich Silvan über die Absichten seines Gegenübers nicht ganz im klaren.

Der Mann mit der goldenen Maske winkte mit seinem Pistolenarm und eine der Frauen brachte drei Gläser und eine verzierte Flasche mit gelbem Schnaps. Er prostete Silvan und Andreas zu und schaute dabei zu Madeleine. „Die Puppe da ist nicht schlecht. Ich vermute, ein Geschenk von eurer Seite.“

Silvan bedauerte: „Ich würde sie euch gerne zum Geschenk machen, aber eben: Sie ist eine meiner Töchter.“

Der Mann in der Masek entschuldigte sich und befahl seinen Männern, dafür zu sorgen, dass ihr nichts geschehe. Auch sie stehe unter seinem persönlichen Schutz.

Madeleine war düpiert und wandte sich ab. Sie ging zu den spielenden Männern, die sich von ihr nicht stören liessen und weiter mit sorgfältigen Bewegungen ihre Holzkugeln zu platzieren versuchten. Der Tisch war beckenförmig und mit blaugefärbtem Wasser gefüllt. Auf dem Wasser schwammen verschiedenfarbige Holzschiffe. Beim Spiel handelte es sich um ein Wasser-Billard: jeder Spieler musste mit seinem Stecken versuchen, die kleinen Holzkugeln so von einer Rampe zu stossen, dass die gegnerischen Schiffe versenkt wurden, was nur bei guter Übung und äusserster Konzentration gelang.

Auch Andreas gesellte sich zu den Spielern und sah zu, wie einer der Spieler seine Kugel gekonnt von der Rampe stiess. Doch es war ein Schlag ins Wasser, seine Kugel verfehlte das angepeilte Holzschiff. Auch der nächste Spieler hatte wenig Glück und seine Kugel fiel klatschend neben einem der Schiffe ins Wasser. Erst der dritte Spieler war geschickter. Mit hartem Aufschlag stiess er seine Kugel von der Rampe, direkt auf ein gegnerisches Schiff, das wirbelnd versank. Noch zwei, drei weitere Paradestösse und er gewann das Spiel. Einer der Spieler fischte die versunkenen Schiffe wieder aus dem Becken und ein neues Spiel konnte beginnen. Andreas und – nach einigem Zögern – auch Madeleine wurden in die Spielregeln des Wasser-Billards eingeweiht. Schon nach kurzer Zeit waren beide so intensiv damit beschäftigt, mit gewagten Stössen gegnerische Schiffe zu versenken, dass sie ihre Umwelt voll vergassen.

Silvan hatte unterdessen die Fragen des Mannes mit der goldenen Maske über seine Herkunft und seine bisherigen Reisen geduldig beantwortet. Nun wartete er darauf, selbst mehr über die Verhältnisse in diesem Stadtteil von Zürich zu erfahren. Als sich der Mann mit der Maske von den fundierten Kenntnissen seines Gastes in taktischen Fragen überzeugt hatte, schritt er zu seinem Schreibtisch und zog dahinter einen schweren Vorhang beiseite. Eine grosse, mit farbigen Fähnchen gespickte Stadtkarte kam zum Vorschein. Der Mann mit der goldenen Masek wies auf die Karte und erläuterte Silvan die Lage:

„Hier liegt das Hauptquartier unserer Bärenbank, in dem wir uns befinden. Die restlichen blauen Fähnchen im Umkreis bezeichnen unseren jetzigen Einflussbereich. Im Nordwesten erstreckt sich das Gebiet der Gesellenbank und in nordöstlicher Richtung – rund um den Paradeplatz – der Machtbereich der Kreditbank, die vom alten Herbert beherrscht wird. Im Osten liegt der kleinere Clan der Nationalbank, die mit uns seit langem verbündet ist und im Südwesten haben wir es mit der Vereinsbank zu tun, die momentan durch blutige Machtkämpfe geschwächt worden ist.“

Der Einflussbereich jedes Bankclan ist durch ein Abkommen festgelegt worden, so dass es geraume Zeit vergleichsweise ruhig war und jede Bank sich voll ihren Geschäften widmen konnte. In der letzten Zeit jedoch hat die uns traditionell feindlich gesinnte Kreditbank versucht, ihren Einflussbereich durch aggressive Intrigen auszuweiten, vor allem auf Kosten einiger kleiner Clans, wie der Leubank, deren Clanleute zum Teil zu uns geflüchtet sind. Wie ich erfahren habe, haben Kreditbank und Gesellenbank vor kurzem ein Bündnis geschlossen,

mit dem Ziel, uns zurückzudrängen. Es steht fest, dass dahinter die Machenschaften eines mysteriösen Fremden stecken, der die bisherige Entspannungspolitik des alten Herbert zu unterminieren sucht.

Sie kommen gerade im richtigen Augenblick, um sich zu bewähren. Es ist jederzeit wieder mit offenen Kämpfen zu rechnen. Einige meiner Männer sind gestern schon auf unserem Gebiet angegriffen worden. Doch auch wir sind vorbereitet.“ Und er schoss mit seinem Pistolenarm genau in die Mitte einer an der Wand hängenden Zielscheibe.

Andreas und Madeleine unterbrachen erschrocken ihr Spiel und starrten auf den Mann mit der goldenen Maske, der seinen Pistolenarm wieder neu auflud. Er lachte und befahl einem seiner Männer, die beiden in ihre Unterkunft zu geleiten. Doch vorher solle er ihnen das Prunkstück der Bank, den Tresor, zeigen.

So verliessen Madeleine und Andreas, von einem der Dunkelblauen begleitet, den grossen Raum und wurden eine Hintertreppe hinuntergeführt, immer tiefer, bis sie sich tief unter dem Boden befanden. Der Vorraum zum Tresor war mit Spiegeln eingefasst, so dass ihre Ankunft schon von weitem bemerkt werden konnte. Ein älterer, grauhaariger Mann schlurfte gebückt auf sie zu, um ihnen den Tresor zu zeigen. Er öffnete eine dicke, schwere Panzertür, wobei er sich so stellte, dass keiner die Tresorkombination erfassen konnte.

Sie traten in einen würfelförmigen, zimmergrossen Raum, in dem in einer Ecke sorgfältig aufgestapelte Goldbarren und Kisten voller Alu-Taler lagen. Andreas und Madeleine setzten sich, vom matt glänzenden Gold wenig beeindruckt, auf einen weichen Ballen feingesponnenen Stoffs. Der Tresorwächter, froh seine einsame Wache für eine Zeitlang teilen zu können, begann zu plaudern. Sie erfuhren, dass auch seine Vorfahren zeitlebens Tresorwächter gewesen waren, dies schon zu jener Zeit, als die Zürcher Banken weltweit bekannt und anerkannt gewesen seien. Er griff in seine Jackentasche und holte ein abgegriffenes, goldenes Medaillon hervor.

„Dieses Medaillon ist einem meiner Vorfahren für seine Verdienste bei der Flüchtlingshilfe überreicht worden. Hier, man kann es noch lesen: „Unserem Mitarbeiter in ewigem Dank“. Mein Vorfahre war einer jener tapferen Männer, die das damals herrschende Elend der Flüchtlinge zu lindern suchten. Nur seinem Gewissen verpflichtet, kümmerte er sich um diejenigen Menschen, die sonst keine Heimat finden konnten. Regen Anteil nahm er insbesondere am tragischen Schicksal der Steuerflüchtlinge, immer in verdankenswerter Weise von seiner Bank unterstützt.

Wegen ihres Reichtums von Steuerbeamten beharrlich in ihren Privatleben gestört und verfolgt, gelangten diese Menschen auf oft abenteuerlichen Umwegen zu unserer Bank, wo man ihnen endlich Schutz und wärmende Heimat gab. Noch heute erzählt man sich in unserer Familie die tragische Geschichte jenes von misstrauischen Beamten verjagten Millionärs, der – gebeugt unter der Last seines Goldes – nur mit Mühe die rettende Bank erreichte. Isoliert und über den Verlust seiner Villa klagend, sass er erschöpft in der Halle. Es brauchte den ganzen Einsatz meines Vorfahren, in ihm wieder Lebensfreude und Interesse für Finanzgeschäfte zu wecken.

Tragisch war auch das Geschick eines fremden Lords, der tagelang seinen auf der Flucht verlorenen Diener beweinte. Nichts konnte ihn aufmuntern und die Flüchtlingshelfer der ganzen Bank waren ratlos. Erst als ihm mein Vorfahre einen spanischen Diener und einen griechischen Koch zur Verfügung stellte, kehrte sein Lebensmut allmählich zurück. Nun fand er sein Vertrauen in die Menschheit wieder und war bereit, sein Vermögen unserer Bank anzuvertrauen. Ja, ja, auch in früheren Zeiten ist manch schlimmes Schicksal passiert.“

Er blickte auf, denn Silvan kam in den Tresorraum. Er begrüsst den Tresorwächter und bat ihn, in seiner Erzählung weiterzufahren. Dann setzte er sich neben Andreas auf den Ballen Stoff, stützte und fuhr mit dem Finger darüber hin. Der Tresorwächter liess sich nicht zweimal bitten und kramte wieder in der Erinnerungskiste seiner Vorfahren.

„Heute ist ein Tresor ein Platz wie jeder andere auch. Doch früher war es anders. Da war der Tresor die Heimat der Zürcher Gnomen, zwergartige Wesen mit flinken Fingern und funkelnden Augen. Ganze Scharen dieser kleinen Wesen lebten in den Tresoren dieser Stadt. Man sah sie allerdings nur selten. Die Zürcher Gnomen waren scheue Wesen, die das Tageslicht fürchteten und sich deshalb am liebsten im Dunkeln zu schaffen machten.

Sie waren ein munteres und fleissiges Völklein. Sie kannten das grosse Geheimnis, schmutziges Geld wieder blütenweiss zu waschen und Gold zu mehren. Die Menschen brachten ihnen schmutziges Geld und Gold in Haufen. Des Nachts hörte man die Gnomen rumoren und geschäftig hantieren. Und wenn die Menschen am nächsten Morgen zur Bank kamen, war der Haufen Gold grösser als zuvor und alles Geld weiss gewaschen.

So brachte man den Zürcher Gnomen – den wahren Herren der Unterwelt – aus der ganzen Welt schmutziges Geld. Doch wenn sie ihre Geschäfte verrichteten, durfte kein gewöhnlicher Sterblicher zusehen. Es war ihr Geheimnis und sie bewahrten darüber eisernes Schweigen.

Eines Tages jedoch versuchten unvorsichtige Menschen trotzdem hinter das Geheimnis der Zürcher Gnomen zu gelangen. Doch die Menschen, die sie heimlich belauschten, wurden entdeckt und von da an verschwanden die Gnomen auf Nimmerwiedersehen. Nur von Zeit zu Zeit hört man sie nachts noch heute hinter der Tresorwand rascheln.“

Der Tresorwächter seufzte und blickte verträumt auf die graue Wand des Tresors. Silvan unterbrach seinen Tagtraum und verabschiedete sich, um einer Einladung des Mannes mit der goldenen Maske Folge zu leisten. Andreas und Madeleine folgten ihm etwas widerstrebend und versprachen dem einsam zurückbleibenden Tresorwächter, ihn wieder zu besuchen.

Gegen den späteren Nachmittag wurde eine vierköpfige Delegation der Kreditbank angekündigt. Der Mann mit der goldenen Maske empfing sie – von fünf seiner Männer bewacht – in einem seiner luxuriös eingerichteten Privaträume. Auf seinen Befehl hin verfolgte Silvan das Geschehen in einem Nebenraum durch einen kleinen Schlitz in der Wand.

Die Delegation bestand aus drei Männern in graugestreiten Anzügen und nichtssagenden Gesichtern sowie einem ebenso arrogant wie amüsiert blickenden kleinen, drahtigen Mann in einem dunkelbraunen Lederkleid. Silvan erkannte ihn sofort. Es war Denis Ravonal, der Agent des Westreichs, der sich offensichtlich auf die Seite der Kreditbank –als der momentan stärkeren Partei – gestellt hatte.

Die Delegation überbrachte dem Mann mit der goldenen Maske eine Liste von Forderungen, die im Klartext bedeuteten, dass die Bärenbank auf einen grossen Teil ihres Einflussbereichs verzichten sollte. Der Mann mit der goldenen Maske schlug mit seinem Pistolenarm auf einen Stuhl und zeriss wütend die Liste mit den Forderungen, was Silvan zeigte, dass der Mann seine Gefühle nicht unter Kontrolle halten konnte. Die Gesichter der drei Graugestreiften erstarrten noch weiter, nur Denis Ravonal lächelte unentwegt. Er verneigte sich leicht, trat vor und sprach feierlich

„Obwohl im Moment auf der Seite Ihrer Gegner, möchte ich es nicht unterlassen, Ihnen ein kleines Geschenk von meinem Generalmanagement aus dem Westreich zu übergeben.“

Er überreichte eine in Goldpapier verpackte kleine Schachtel und die ganze Delegation zog sich eilig zurück, bestrebt, möglichst rasch wieder in den Bereich der Kreditbank zu gelangen.

Der Mann mit der goldenen Maske drehte das Geschenk hin und her, schüttelte es leicht und begann es auszupacken. Silvan rief ihm vom Nebenraum eine Warnung zu. Geschenken von Denis Ravonal war nie zu trauen. Sie übergaben das kleine Paket einem der Männer, der es am anderen Ende des Raums erwartungsvoll öffnete. Der Mann blickte entzückt in die Schachtel, begann dann zu taumeln und wie von Sinnen alles in seiner Nähe kurz und klein zu schlagen. Fluchend und brüllend warf er Vasen und Teller umher und schlug einen Stuhl zu Kleinholz. Erst ein gezielter Schlag mit einem Knüppel bracht den Mann zur Ruhe. Silvan

ging vorsichtig auf das halboffene Paket zu, das neben einem Tisch am Boden lag. Er roch einen feinen, süß-herben Geruch und fand seinen Verdacht bestätigt. Das Paket enthielt jene sich rasch verflüchtigende Droge, die schon in kleinen Mengen genügte, um einen Mann stunden- oder auch tagelang zu verwirren. Seine wildesten Alpträume wurden Wirklichkeit und gebändigte Aggressionen erhielten freien Lauf. Da man versucht hatte, den Boss der Bärenbank für die nächsten Stunden auszuschalten, lag die Vermutung nahe, dass ein gegnerischer Angriff unmittelbar bevorstand.

Der Mann mit der goldenen Maske wischte Silvans Warnungen jedoch beiseite. Nach seiner Ansicht war ein direkter Angriff auf sein Hauptquartier undenkbar. Er liess sich nur dazu überreden, die Wachen am Eingang leicht zu verstärken, nicht ohne seine Skepsis gegenüber Silvans Befürchtungen offen zu zeigen, so dass die meisten Männer weiterhin herumlungerten.

Doch wie Silvan vermutet hatte, kam es noch am gleichen Tag zu einem Angriff. Andreas und Madeleine befanden sich gerade auf dem Weg zum Tresorwächter, da vernahmen sie Rufe und in der Ferne ertönten Schüsse. Zwei Dunkelbraune rannten mit schussbereiten Gewehren an ihnen vorbei. Einmal ferner, dann wieder näher hörten sie Schüsse. Am Ende des Ganges blickete ihnen ein bartloses Geicht entgegen, verschwand und etwas schwirrte an ihnen vorbei.

Andreas zog Madeleine rasch in das nächstliegende Büro, wo sie sich unvermutet einer langen Reihe von angeketteten Angestellten gegenüber sahen, die sie angstvoll anstarrten. Madeleine legte ihren Zeigefinger auf die Lippen und blickte rasch um sich. Unterdessen hatte Andreas schon einen an der Wand aufgehängten Hammer entdeckt. Kurzenschlossen ergriff er den Hammer und mit einigen kräftigen Schlägen zersprengte er nach und nach die dünnen Metallketten, mit denen die Angestellten an ihre Pulte gekettet waren. Die Angestellten verloren keine Zeit und verschwanden rasch in einem dunklen Gang auf der anderen Seite des Büros, ohne sich weiter um ihre Befreier zu kümmern. Die Hammerschläge hatten einige der Angreifer herangelotst. Die Bürotüre wurde aufgestossen und zwei Männer in graugestreiften Anzügen starrten ihnen überrascht entgegen, ihre Pistolen auf sie gerichtet. Sie befahlen Andreas und Madeleine, ihre Hände zu heben und stiessen sie aus dem Büro in einen hellen Gang, wo weitere Graugestreifte standen.

Einer von ihnen kam näher und stiess einen kleinen, triumphierenden Schrei aus. Madeleine erkannte in ihm mit Erschrecken den dünnen Anführer der schwarzen Soldaten aus ihrem Heimattal, der ihren Weg schon mehr als einmal gekreuzt hatte. Er lachte grimmig und tätschelte Madeleine besitzergreifend die Wange. Doch sofort griffen andere Männer dazwischen, um seinen Anspruch auf die eroberte „Puppe“ abzuwehren. Ein kurzer, hastiger Disput und sie beschlossen, die zwei Gefangenen in eines der Büros einzusperren und später mitzunehmen.

So wurden Andreas und Madeleine in ein kleines, unmöbliertes Büro gestossen und wie zwei Pakete auf den Boden festgeschnürt. Im Raum lag noch eine zweite gefesselte Frau, die stossweise vor sich hin weinte und von ihrer Umwelt keine Notiz nahm.

Die Tür wurde verriegelt und ausser dem Wimmern der Frau war nichts mehr zu hören. Nur von Zeit zu Zeit vernahmen sie draussen dumpfe Schläge. Madeleine rutschte mühsam auf Andreas zu und versuchte mit ihren Zähnen seine Fesseln zu lösen, doch ohne Erfolg. So begnügten sie sich nach einer Weile, sich eng aneinander zu schmiegen und sich gegenseitig Mut zuzuflüstern. Sie sprachen leise über ihre Hoffnungen und spürten beide eine Gemeinsamkeit, die nicht nur mit ihrer jetzigen, ungemütlichen Lage zusammenhing.

Die Frau neben ihnen beruhigte sich und suchte sich mitzuteilen. Sie war lange Zeit Näherin gewesen und hatte sich vor kurzem einen Dunkelblauen angelächelt, in der Hoffnung, einer armseligen Kellerwohnung und ständig unzufriedenen Vorgesetzten zu

entrinnen. Und nun liege sie hier am Boden, irgendeinem dunklen Schicksal ausgeliefert. Sie begann wieder leise zu schluchzen, sich an ihrer eigenen Hoffnungslosigkeit festklammernd.

Erst nach geraumer Weile öffnete sich die Türe und ein Dunkelblauer blickte erstaunt auf die drei menschlichen Pakete zu seinen Füßen. Mit einem kleinen Messer durchschnitt er rasch und geübt ihre Fesseln, um sich dann intensiv um die verweinte Frau zu kümmern. Diese umarmte ihren Retter überschwänglich, um hinter seinem Rücken rasch ihr verheultes Gesicht neu zu pudern. Madeleine und Andreas sahen ihr lachend zu und gingen dann Hand in Hand in die oberen Stockwerke, auf der Suche nach Silvan. Unterwegs erfuhren sie, dass die Angreifer ganz aus dem Gebäude vertrieben waren, Anlass genug, Schnapsflaschen kreisen zu lassen und die eigenen Heldentaten ständig neu auszus schmücken.

Sie trafen Silvan zusammen mit dem Mann in der goldenen Maske im grossen Raum, in dem sie vorher einmal Wasser-Billard gespielt hatten. Doch nun war niemand zu einem Spiel aufgelegt. Alle sassen müde und schweigsam in ihren Sesseln. Von Silvan erfuhren sie, dass die Verluste auf beiden Seiten gering waren, da in dieser Stadt hauptsächlich mit Gummikugeln geschossen wurde. Dennoch hatten die Angreifer ihr Ziel erreicht und Silvan erkannte im Stil des Angriffs eindeutig die Handschrift von Denis Ravonal. Durch den Sturmangriff auf ihr Hauptquartier war die Bärenbank dazu gebracht worden, alle ihre Leute auf dieses eine Gebäude zu konzentrieren. Der Machtbereich der Bärenbank beschränkte sich praktisch nur mehr darauf. Auch der Mann mit der goldenen Maske hatte erkennen müssen, dass er faktisch in seinem eigenen Hauptquartier belagert war, und dass es allem Anschein nach nur noch eine Frage der Zeit war, dass er sich endgültig der Kreditbank unterordnen musste. Noch hatte er genügend Leute, um sich zu verteidigen. Doch sobald sich seine schwierige Lage herumsprechen würde, würden sich seine Gefolgsleute einer nach dem anderen von ihm abkehren und beim Gegner Unterschlupf suchen.

Verärgert stand der Mann mit der goldenen Maske von seinem Sessel auf und ging auf eines der Fenster zu. „So nahe und doch unerreichbar“, rief er und hob wütend seinen Pistolenarm. Silvan blickte ihn fragend an und erfuhr, dass jenes, kaum fünfhundert Meter von ihnen entfernte, mehrstöckige Gebäude das Hauptquartier der Kreditbank sei. Silvan wollte wissen, wem das scharzbraune Gebäude gehöre, das sich auf halbem Weg zwischen der Bärenbank und der Kreditbank in die Höhe schob. Man erklärte ihm, dass es früher der Sitz einer Kleinbank gewesen sei, jedoch leer stehe, seit sich Kreditbank und Bärenbank deren Einflussbereich geteilt hätten.

Einer der Dunkelblauen kam in den Raum und teilte mit, dass das ganze Gelände rund um ihr Gebäude von den Gegnern besetzt sei, die sich richtiggehend eingegelt hätten. Ein Vorstoss vom Boden aus wäre nur unter grossen Verlusten möglich.

„Dann halt durch die Luft“, warf Silvan dazwischen. Alles drehte sich ihm erstaunt zu und Silvan begann seinen Plan zu erläutern.

Ihm war beim Besuch des Tresorraums aufgefallen, dass der dort gelagerte Ballen, auf dem Madeleine und Andreas den Erzählungen des Tresorwächters lauschten, aus leichtem, luftdichten Kunststoff bestand, wie er in seiner Heimat bei der Konstruktion von Flugleitern und Heissluftballonen verwendet wurde. So war es naheliegend, ihre Belagerung durch den Einsatz eines Heissluftballons zu durchbrechen oder zumindest den Versuch zu wagen.

Der Mann mit der goldenen Maske und die anderen Männer hörten seinem Plan zuerst ungläubig und skeptisch zu. Ihre Skepsis wich erst, als Silvan sich bereit erklärte, den Ballon selbst zu lenken und darauf hinwies, dass auch das Misslingen des Plans ihre Situation nicht verschlechtern würde. Nach einigen weiteren Diskussionen wurde sein Vorhaben akzeptiert, was im ganzen Gebäude hektisches Treiben auslöste.

Von Madeleine unterstützt, errechnete Silvan die für den gewünschten Auftrieb notwendige Ballongrösse, während Andreas den Stoffballen herauftransportieren und ausmessen liess. Danach wurde der Stoff nach Silvans genauen Anweisungen zugeschnitten

und sorgfältig zu einem unten offenen grossen Sack zusammengenäht. Andere Gruppen verfertigten fluchend und lachend lange Seile, Schlaufen, Gurten sowie eine regulierbare Feuerpfanne, die es erlauben sollte, den Auftrieb rasch genug zu steuern. Ein mit einem Propeller gekoppeltes Zweirad sollte den – allerdings schwachen – Antrieb gewährleisten, um in die gewünschte Richtung zu steuern. In einem anderen Raum wurde Schnaps in grossen Glasflaschen zu Brennsprit destilliert, sehr zum Missvergnügen vieler Männer, die ihren Seelentröster aufs Spiel gesetzt sahen und sich trübselig um die Destillationsanlage gruppierten.

Die Vorbereitungen wurden die ganze Nacht und auch den ganzen folgenden Tag hindurch vorangetrieben. Neben den Frauen mussten sich auch einige Männer dazu bequemen, beim Nähen der Ballonhülle mitzuhelfen, dies auch, weil es einer ganzen Gruppe von Angestellten aus noch ungeklärten Gründen gelungen war, aus der Bank zu fliehen.

Einige Scheinangriffe gegen die Belagerer sollten den Gegner beschäftigt halten, um in ihm nicht den Verdacht aufkeimen zu lassen, dass sich Ungewöhnliches vorbereite.

Bald nach dem Eindunkeln wurde die Ballonhülle aufs Dach der Bärenbank gebracht und mit langen Stangen so abgestützt, dass die heisse Luft sie nach und nach aufblähen konnte. Zuerst schlaff, dann immer praller erhob sich der Ballon hoch über die Köpfe der Männer, die immer mehr Kraft einsetzen mussten, um ihn noch am Boden zu halten. Der Himmel war bedeckt, doch war es noch einigermaßen windstill. So stieg Silvan beruhigt in die für ihn vorbereitete Gurte und begann die Feuerpfanne zu regulieren. Sein Mitfahrer, ein kleiner, schwächlicher Mann mit kräftigen Beinen wurde auf das am Ballon aufgehängte Zweirad mit Propeller gesetzt, von Spottrufen der anderen begleitet.

Als die Wahl für den Ballonflug auf ihn gefallen war, hatte er sich stundenlang mit seinem Mut gebrüstet, war dann gegen Abend stiller und stiller geworden, um immer häufiger in der Toilette zu verschwinden. Dort hatte man ihn im entscheidenden Augenblick gefunden. Sein Gejammer über plötzliche Bauchschmerzen nützte ihm wenig.

Der kleine Mann wollte eben wieder vom Zweirad steigen, als Silvan ein Zeichen gab und der Ballon sich ganz langsam vom Dach hob, sich dann aber wieder leicht senkte. Silvan verstärkte das Feuer und der Ballon stieg wieder höher, über das Dach hinweg, nur noch durch ein starkes Seil mit dem Gebäude verbunden. Unter sich sah Silvan nur die dunklen Schatten einer Strasse, hie und da den Widerschein kleiner Feuer. Vor ihnen lag der schwarze Schatten des hohen, leeren Gebäudes, das ihr erstes Ziel sein sollte. Ihm schien, als ob sie leicht abgetrieben würden. Er befahl dem krampfhaft auf seinem Zweirad hockenden kleinen Mann, kräftiger zu radeln. Doch dessen Bemühungen blieben erfolglos, sie trieben knapp neben dem Gebäude vorbei. Silvan klingelte kurz mit einer kleinen Glocke und die Männer auf dem Dach der Bärenbank zogen den Ballon langsam wieder in ihre Nähe zurück.

Silvan setzte sofort zu einem zweiten Versuch an. Wieder trieb der Ballon etwas schräg auf ihr Ziel zu, doch diesmal gelang es, auf dem schuttüberhäuften Dach des leeren Gebäudes aufzusetzen. Der kleine Mann sprang flink von seinem Zweirad, verknotete das Seil an einem Mauervorsprung und liess eine kleine Fackel aufleuchten. Bald hangelte sich ein Dunkelblauer nach dem anderen – durch Gurten abgesichert – dem Seil entlang in ihre Richtung.

Zumindest ein Ziel war erreicht: von diesem Gebäude aus sollte eine Gruppe von Dunkelblauen dem Gegner in den Rücken fallen und für weitere Verwirrung sorgen. Doch das eigentliche Ziel lag noch vor ihnen. Kaum zweihundertfünfzig Meter vor ihnen erstreckte sich der Schatten der Kreditbank, ein Gebäude, dessen Dach etwas tiefer lag als ihr jetziger Standort.

Wieder liess Silvan den Ballon vorsichtig aufsteigen, um das Dach der Kreditbank anzusteuern. Doch trotz kräftigem Radeln des kleinen Mannes liess sich der Ballon kaum

steuern. Die ersten drei Versuche misslangen, immer wieder wurde der Ballon knapp am Gebäude vorbeigetrieben. Erst beim vierten Versuch, bei dem Silvan höher als bisher aufstieg, gelang es, den Ballon mitten auf das flache Dach aufzusetzen. Froh, wieder auf festem Boden zu stehen, verknotete der kleine Mann das Verbindungsseil an einem der Kamine und stand erwartungsvoll bereit, den nach und nach ankommenden Männern von der stillen Schönheit des nächtlichen Ballonfliegens vorzuschwärmen.

Innert kurzer Zeit waren an die vierzig bewaffnete Männer auf dem Dach der Kreditbank versammelt, um frierend den Zeitpunkt des Angriffs abzuwarten. Dem Plan gemäss sollte im Morgengrauen aus allen Richtungen gleichzeitig losgeschlagen werden, um so die Verwirrung des Gegners möglichst auszuschlachten.

Der neugebackene kleine Ballonflieger konnte es sich nicht verkneifen, sein unerhörtes Erlebnis immer wieder aufzutischen und auszuschnüffeln, bis ihm die anderen Männer damit drohten, ihn kurzerhand vom Dach zu werfen. Da könne er gleich seinen zweiten Flug geniessen. Silvan unterbrach die leise Keiferei und erzählte von der Zeit, als riesige Metallvögel die Luft beherrschten:

„Früher kannten die Menschen das Geheimnis, riesige Metallvögel zu bauen, die schneller als der Wind waren und höher als die Wolken fliegen konnten. Einige waren so gross wie Häuser und wir alle hier, und noch mehr, hätten im Bauch eines solchen Metallvogels Platz gehabt, um mit mächtigem Gedröhn Land und Stadt zu überfliegen. Ganze Scharen von Metallvögeln haben damals – so heisst es – den Himmel bevölkert und mit ihren Metallschwingen die Sonne verdunkelt.

Eines Tages flog einer dieser Metallvögel mit glitzernd silbernen Flügeln über das offene Land und zog stolz einen schwarzen Rauchschleier hinter sich her. Wie er über ein frisch geschnittenes Ährenfeld flog, sah er unten eine Schar Spatzen, die fröhlich ein Korn nach dem anderen schnabulierten und sich dabei allerhand Frechheiten an den Kopf warfen.

„Kann ich euer Freund sein?“ fragte der Metallvogel und die Spatzen nickten ihm freundlich zu. Der Metallvogel versuchte auf dem Ährenfeld zu landen und pflügte dabei mit seinen eisernen Klauen so tief in den Boden, dass die Brocken nur so flogen und die Körner in alle Winde zerstoben.

Da begannen die Spatzen zu schimpfen und riefen ihm wütend zu: „Du hast unseren gedeckten Tisch zerstört. Du kannst nicht unser Freund sein.“ Sie verjagten den Metallvogel mit heftigem Geschrei.

Der flog enttäuscht weiter und kam zu einem grossen Wald. Dort sassen zwei Spechte und hieben ihre Schnäbel im Takt in die Rinde eines Baumes.

„Kann ich euer Freund sein?“ wollte der Metallvogel wissen und die Spechte morsten ihm zu, er solle doch mit ihnen zusammen die Borkenkäfer aus dem Baum klopfen. Der Metallvogel liess sich nicht zweimal bitten und stiess mit seinem eisernen Schnabel gegen den Baum, so heftig, dass dieser umfiel und nur noch seine Wurzeln gegen den Himmel hob.

„Du bist ein taktloser Rüpel. Du kannst nicht unser Freund sein“, klopften die Spechte und verzogen sich eilends zu einem anderen Baum.

Verwirrt flog der Metallvogel weiter, um vielleicht doch noch einen Freund zu finden. Da kam er zu einem kleinen Garten, wo einige Truthennen um die Wette kreischten.

„Kann ich euer Freund sein“, bat der Metallvogel. Die Truthennen schauten ihn misstrauisch an und fragten: „Kannst du ebenso laut kreischen wie wir?“ „Selbstverständlich“, meinte der Metallvogel stolz und liess alle seine Motoren aufheulen, so dass alle Blumen zitterten und den Truthennen ihre Kämme puterrot aufschwollen. Die Hennen eilten erschreckt in einen kleinen Schuppen und liessen sich nicht mehr blicken.

Traurig flog der Metallvogel weiter, bis er zu einem Teich kam, an dem einige Enten friedlich Brüteten.

„Kann ich euer Freund sein?“ getraute sich der Metallvogel zu fragen. „Wieso nicht“, riefen die Enten: „Du kannst sicher auch Eier legen, so wie wir.“ Da stieg der Metallvogel wieder höher und liess ein grosses Metallei in den Teich fallen. Es gab einen lauten Knall und eine meterhohe Wasserfontäne bespritzte die erschrockenen Enten, die ihre Eier eilig unter ihren Flügeln versteckten. Aufgeregt riefen die Enten dem Metallvogel zu: „Deine Eier sind zu gross, du kannst nicht unser Freund sein.“

So flog der Metallvogel mutlos weiter und weiter über das Land, bis er zu hochaufsteigenden Bergen mit schneebedeckten Kappen kam. Hier traf er oben einen grossen, alten Adler, der soeben – nach langem Ringen – den Zaunkönig endgültig entthront hatte.

„Kannst du mein Freund sein?“ versuchte es der Metallvogel. „Vielleicht“, schnarrte der Adler: „Doch zuerst wollen wir schauen, wer höher fliegen kann.“

Und so begannen beide immer höher zu steigen, so hoch, dass unter ihnen die Berge zu Zwergen schrumpften und oben die Luft immer dünner wurde. Ald der Adler sah, dass der Metallvogel mühelos weiter stieg, gab er fluchend auf und liess den Metallvogel einsam zurück. Der stieg weiter, bis sich die Erde unter ihm zu krümmen schien. Und dort oben, von der Erde aus nicht zu sehen, fliegt der Metallvogel auch heute nochm, einsam und allein“.

Noch während Silvan erzählte, hatten sich einige der Männer fest in mitgebrachte Woldecken gehüllt und waren unauffällig eingenickt. Einer nach dem anderen suchten sich die Männer auf dem Dach die bequemste Stellung aus, um den Zeitpunkt des Angriffs abzuschlafen. Auch Silvan schlief bald ein, eingezwängt und gewärmt von zwei schweren Dunkelblauen, die auch im Schlaf ihre Gewehre fest an sich gepresst hielten. Nur der kleine Ballonflieger fand keine rechte Ruhe und träumte zitternd von Metallvögeln, die seinen Ballon mit ihren spitzen Eisenschnäbeln zu zerfetzen suchten. Da er im Traum kurz aufschrie, stopfte ihm sein Nachbar sein Taschentuch in den offenen Mund.

Silvan erwachte, als ihm einer der Männer unabsichtlich sein Gewehr in die Rippen stiess. Es war noch fast dunkel und die Dächer der Häuser ringsherum hoben sich weiterhin nur als dunkle Schatten vom Himmel ab. Die meisten Männer waren schon wach und einige begannen die Dachluke aufzureissen, die vom Dach ins Gebäude führte. Sie hörten von der Strasse unten einige Schüsse und den kläglichen Ton einer Trompete, Signal für den Beginn des Angriffs. Unter ihnen, zwischen den Häusern, verstärkte sich das unregelmässige Knallen.

Unterdessen war die Dachluke aufgebrochen worden und einer nach dem anderen stiegen sie vorsichtig über eine rostige Metallstiege ins Innere der Kreditbank. Im Estrichraum überraschten sie zwei eng umschlungene Liebespaare, die – so wie sie lagen – aneinandergebunden wurden. Weiter unten nahmen sie weitere halbschlafende Frauen und Männer gefangen, die so überrascht waren, dass sie kaum begriffen, was um sie herum passierte und eher einen der gewohnten internen Machtkämpfe als einen Überfall von aussen vermuteten.

Da wie bei allen gut ausgebauten Organisationen auch hier die führenden Köpfe ganz oben hockten, war die Zentrale der Kreditbank schon bald ausgemacht und eingenommen:

Über eine kleine Steintreppe gelangten sie zu einem langen, breiten Gang, von dem aus verschiedene feingeschnitzte Holztüren in irgendwelche Büros führten. Die entscheidende Tür zur Zentrale war dadurch gekennzeichnet, dass vor ihr zwei bewaffnete Männer friedlich schlummerten, jeder eine fast leere Flasche zu seinen Füßen. Zwei, drei Knüppelschläge und ihr Schlummer wurde noch tiefer und traumloser.

Während sich der Grossteil der Dunkelblauen im Gebäude verteilte, öffnete Silvan mit fünf Männern die Türe, um mit schussbereiten Gewehren den Raum zu besetzen. Es war dunkel, bei allen Fenstern waren schwere Vorhänge vorgezogen. Nur am anderen Ende des weitläufigen Raums flackerten einige Kerzenstummel unruhig auf einem langen Tisch, der mit halbleeren Flaschen, umgestossenen Gläsern und abgenagten Knochen bunt garniert war. Am, auf und unter dem Tisch lagen friedlich einige schnarchende oder leise glucksende

Männer, offensichtlich vollbetrunken und in freundschaftlicher Weise ineinander verhakt. Silvan gab den Befehl, die Betrunkenen einzusammeln und festzubinden, was bei den Betroffenen zu einigen undeutlichen Protestgenuckel führte. In einem alten Mann mit dümmlichen Habichtgesicht und Hühnerknochen in den Haaren erkannte einer der Dunkelblauen den Boss der Kreditbank, den ehrenwerten alten Herbert. In einem fest mit einem jungen, hageren Mann verhakten Betrunkenen, der immer wieder erfolglos eine einfache Melodie zu pfeifen versuchte, erkannte Silvan seinen Gegenspieler Denis Ravonal.

Silvan durchsuchte rasch dessen Kleider, fand allerdings nichts von Bedeutung, abgesehen von drei gefälschten Empfehlungsschreiben, einer kleinen Giftampulle und einem Beutel mit Alu-Talern. Silvan verstaute die Sachen wieder in Denis' Taschen, um noch routinemässig den Mantel abzutasten. Seine geübten Finger erkannten etwas Knisterndes. Mit einem kleinen Messer schnitt er den Mantelsaum auf und entnahm dem Mantel zwei in Wachstuch eingepackte kleine Beutel. In einem der Beutel befanden sich geruchlose, weisse Kristalle, die – wie Silvan aus seiner Berufspraxis wusste – genügten, einen ganzen Saal von Männern für immer unschädlich zu machen, sobald man die Kristalle an einer Kerze verdampfen liess. Dem anderen Beutel entnahm er ein mehrfach gefaltetes, altes Stück Papier so etwas wie die Formel zur Herstellung eines kunstvollen Stoffes enthielt. Wie auch immer, Silvan beschloss, das alte Stück Papier zu sich zu nehmen und es durch ein halb abgebranntes, leeres Papier vom gleichen Format zu ersetzen. Ebenso liess er die geruchlosen Kristalle durch harmloses Salz ersetzen. Dies in der Hoffnung, seinem Gegenspieler später einmal in einer vielleicht kritischen Situation zu einer jender kleinen Überraschungen zu verhelfen, die das Leben immer wieder spannend machen. Er legte die zwei kleinen Beutel wieder in den Mantelstoff und gab einem der Männer den Befehl, den Mantelsaum wieder zuzunähen.

Silvan war die ganze Angelegenheit leicht peinlich. Ihm wäre es lieber gewesen, seinen Gegenspieler nicht in entwürdigender Betrunkenheit vorzufinden. So erlitt das Ansehen von Denis Ravonal als Gegenspieler eine deutliche Abwertung. Die Intensität einer Feindschaft – dies wusste Silvan – basierte auf gegenseitiger Gleichwertigkeit und Ebenbürtigkeit. Und hier lag einer seiner wichtigsten Gegner sinnlos betrunken am Boden, nicht in der Lage, Silvans Triumph auszukosten.

Auch die anderen, rund um den Tisch aneinander gebundenen Männer waren nicht richtig aufgewacht, und keiner schien die veränderte Lage zu realisieren. Draussen war alles ruhig, nur hin und wieder hörten sie aus den unteren Stockwerken gedämpfte Rufe. Seine fünf Begleiter konnten sich somit ungestört daran machen, den Raum nach wertvollen Sachen abzugrasen. Sie fanden massenweise Silberbesteck und rosarote Plastikteller, um die rasch ein stiller Streit entbrannte. Hinter einem Bild fanden sie einen in die Wand eingelassenen kleinen Tresor, der sich allerdings trotz aller Bemühungen nicht öffnen liess.

So waren die fünf Dunkelblauen vollauf mit Plündern beschäftigt, als vor der Türe Schritte näherkamen. Sofort warfen sie sich auf ihre Waffen und zielten auf die Tür. Sie erkannten noch rechtzeitig, dass es ihre eigenen Leute waren, die in den Raum traten. Auch der Mann mit der goldenen Maske trat ein und begrüßte Silvan mit seinem leergeschossenen Pistolenarm.

„Alles in Ordnung. Wir haben gesiegt. Alle Gegner haben sich ergeben oder sind geflüchtet.“

Silvan liess die Vorhänge vor den Fenstern öffnen und das helle Tageslicht liess einige der Betrunkenen wach werden. Noch ganz bekommen, schauten sie sich blöde an und versuchten zu begreifen, was ihr Fest unterbrochen hatte. Nur Denis Ravonal, als routinierter Partygast, gewann rasch einen klaren Kopf und begrüßte Silvan mit gekonnt ironischer, wenn auch leicht heiserer Stimme:

„Sie auch hier. Sehr nett, Sie auch einmal von unten zu sehen. Ganz aparte Feier gestern. Nur schade, dass Sie nicht dabei waren. Sie hatten wohl andere Pläne, wie ich sehe.“

Silvan gab Befehl, Denis loszubinden und beide begannen sich gegenseitig zu sticheln, mit jener hintergründigen Höflichkeit, die Komplimente zu unangreifbaren kleinen Beleidigungen werden lässt. Der Mann mit der goldenen Maske hörte dem Wortwechsel mit zunehmender Verwirrung zu, um sich dann ebenfalls seinem Feind, dem alten Herbert, zu widmen. Der begriff rasch, dass er besiegt war und versuchte sein gewohnt strenges Habichtsgesicht von den Spuren des nächtlichen Treibens zu befreien, was ihm allerdings nur halb gelang.

Nachdem alte Feindschaften genügend aufgewärmt worden waren, wurden die Gefangenen abgeführt. Erst jetzt erkannte Silvan in jenem jungen, hageren Mann, der mit Denis zusammen unter dem Tisch gelegen hatte, den Anführer der schwarzen Soldaten, der dummerweise immer wieder ihren Weg gekreuzt hatte und als Mordbube gesucht wurde. Silvan zuckte nur die Schultern. Später wäre genügend Zeit, sich den Mann genauer vorzuknöpfen.

Kaum waren die Gefangenen aus dem Raum abgeführt, zeigte der Mann mit der goldenen Maske Silvan stolz die eroberte Kreditbank. Er führte ihn an langen Reihen von Männern in graugestreiften Anzügen vorbei, die darauf warteten, zu Angestellten degradiert zu werden. Einige konnten allerdings darauf hoffen, später in die siegreiche Bärenbank eingegliedert zu werden und wieder mit geladenen Waffen herumzufuchteln. In anderen Büros waren Dunkelblaue daran, Scharen von Frauen einer peinlich genauen Untersuchung auszusetzen, um sie je nach Verwendungszweck zu sortieren.

Silvan wurde zu einem dicklichen Mann mit rosarot lackierten Fingernägeln geführt, der sich ängstlich hinter einem ordentlichen Haufen von Akten duckte.

„Das ist der Verwalter der Beankgeheimnisse“, meinte der Mann mit der goldenen Maske. „Er wird Sie zu den Schatzkammern der Bank führen, wo Sie sich frei bedienen können“.

Dabei wirbelte er mit seinem Pistolenarm effektiv einige Akten durch die Luft und liess Silvan allein mit dem Verwalter zurück, der sich noch tiefer hinter seinen Aktenberg verkroch.

Silvan setzte sich zu ihm aufs Pult und begann ihn über seine Stellung auszufragen. Vor der ruhigen Art Silvans verlor der Mann allmählich seine Angst und Silvan erfuhr, dass er schon seit Jahrzehnten damit beauftragt war, die Geheimnisse der Bank zu verwalten und zu bewahren. In jahrelanger Lehrzeit hatte man ihm die Kunst des Schweigens beigebracht und er war ein Experte im Vertuschen und Verstecken geworden. Silvan liess ihm Zeit, sich an den Gedanken zu gewöhnen, alte Geheimnisse der Kreditbank einem Fremden auszuplaudern. Wie ihm Silvan jedoch eines seiner mitgeführten Parteiabzeichen zeigte und ihm vertraulich zuflüsterte, auch er sei ein Geheimnisträger Erster Ordnung, war das Eis gebrochen und der Verwalter konnte es kaum erwarten, seinen vermeintlichen Kollegen zu den versteckten Schatzkammern der Bank zu führen.

Durch eine gut verborgene Tapetentür stiegen sie eine kleine, steile Treppe hinunter, bis sie zu einigen Kammern kamen, die mit schweren Eisentüren gesichert waren. Der Verwalter drückte in gezielter Reihenfolge auf ein danebenliegendes Zahlenbrett und die Tür zu einer der Kammern öffnete sich. Silvan blickte in einen kleinen Raum, in dem die verschiedensten Dinge kunterbunt übereinander lagen, von Goldschmuck, grossen Silbertellern bis zu kleinen, farbigen Spielzeugautos und Zahnrädern verschiedener Grösse. Silvan war wenig beeindruckt und nahm nur eine feine, goldene Kette für Madeleine zu sich. Der Verwalter blickte ihn erstaunt an und führte ihn zu einer weiteren Kammer, in der vor allem Kupfer- und Alupfannen aufgestapelt waren. Daneben verstaubte eine weiss glasierte Schüssel mit Blumenmotiven. Silvan reagierte nicht und so nahm das Vertrauen des Verwalters zu. Er zeigte ihm eine versteckt liegende, doppelt gesicherte Kammer, in der haufenweise Edel- und Halbedelsteine lagen. Der Verwalter wühlte stolz in den glitzernden Steinen, doch Silvan interessierte sich mehr für einige unscheinbare, kleine Metallschatullen, die daneben

aufgestapelt waren. Silvan öffnete eine davon und sah dünne, viereckige und schwarzgetönte Scheibchen, die gegen das Licht gehoben durchsichtig wurden.

„Das sind Zwergenbücher“, erklärte ihm der Verwalter. „Wenn man sie bei hellem Licht mit einer grossen Lupe betrachtet, kann man darauf winzige Buchstaben erkennen. Auch der andere fremde Herr hat sich für die Zwergenbücher interessiert und versucht, hinter das Geheimnis der Zwerge zu kommen. Vor zwei Tagen sass er stundenlang hier unten und hat sich mit einer Lupe eines der Zwergenbücher nach dem anderen angesehen.“

Der Verwalter deutete auf eine kleine mit Scheibchen gefüllte Dose, die der fremde Herr für sich ausgewählt hatte. Silvan hob eines der Scheibchen gegen das Licht, konnte jedoch nichts genaues erkennen. Dennoch nahm er die kleine Dose mit den Scheibchen an sich, in der Hoffnung, dass Denis Ravonal schon die wertvollsten Dokumente aussortiert haben würde.

Silvan liess sich eine grosse Lupe besorgen und zog sich in ein leeres Büro zurück, um einige der Scheibchen kurz durchzusehen. Auf dem ersten war neben einer Reihe langer Zahlen angemerkt, dass ein „Schah von Iran“ eine hohe Summe überwiesen habe. Ein zweites Scheibchen enthielt die Bildergeschichte von einer Ente, die in Geld schwamm und es gegen maskierte Räuber zu verteidigen suchte. Erst die weiteren Scheibchen enthielten – wie von Silvan gehofft – lange chemische Formeln, die ihm allerdings nichts sagten und wohl erst von den Experten in seiner Heimat entziffert werden konnten. Abgesehen davon, waren viele der Zeichen auch mit der Lupe kaum erkennbar, so dass Silvan rasch ermüdete und die „Zwergenbücher“ bald wieder in der Dose verstaute.

Der Sieg der Bärenbank über die Kreditbank wurde am Abend mit einem grossen Festessen gefeiert, was auch die Gelegenheit bot, den Weinkeller der eroberten Bank gründlich zu testen. Alle Bosse und Clanführer der Bärenbank sassen aufgeräumt an einem reichbedeckten Tisch, um sich gegenseitig zuzuprosten und die erlebten Heldentaten anzufeuchten. Obwohl eine reine Männerrunde, hatte man – nach Silvans Intervention – auch Madeleine zugelassen, was dem Mann mit der goldenen Maske einige fragende Blicke eintrug. So sass denn auch Madeleine neben Andreas und Silvan an der hufeisenförmigen, mit Brot, Fleisch und vollen Flaschen überladenen Tafel und schaute missmutig zu, wie sich die Männer ungeniert von leichtgeschürzten Frauen bedienen liessen.

Zur Unterhaltung spielte eine dreiköpfige Musikergruppe, die nur mühsam gegen das auf- und abschwellende Gelächter und Schmatzen ankämpfte. Es wurde erst wieder ruhig, als einige Männer einen Waffentanz vorführten, gegeneinander ansprangen und geschickt auswichen, um ihre Gewehre in allen Stellungen herumzuwirbeln. Dass sich dabei ein Schuss löste, der einem der Männer den Arm blutig streifte, erhöhte nur das Vergnügen der Runde.

Die Waffentänzer wurden später durch eine Theatergruppe abgelöst, die die Pantomime vom ewigen Touristen darbot:

Im Hintergrund bewegte ein kleiner Junge in rascher, verwirrender Folge buntbemalte Kartonkulissen hin und her, die einmal einen hohen Berg, ein anderes Mal einen blauen See oder ein altherwürdiges Bankgebäude darstellten. Vor den Kulissen stolzierte ein buntbekleidetes junges Touristenpaar umher, das eine ganze Reihe von Koffern mit sich schleppte und sich die immer wechselnden Kulissen durch zwei runde Kartonströme anguckte. Um die zwei Touristen tanzte eine Schar von Fremdenführer, Geschäftemachern und Taschendieben mit komischen Verbeugungen. Bald begannen diese das ahnungslos die Kulissen anglotzende Touristenpaar mit geschickter Hand auszuplündern. Schon war der erste, dann auch noch der zweite Koffer verschwunden, ohne dass dies von den beiden Touristen bemerkt wurde. Gierige Hände griffen geschickt nach dicken Geldbeuteln und im Nu hatte das Touristenpaar all sein Gepäck und Vermögen verloren.

Noch während die beiden Touristen fasziniert durch ihre Kartonröhre eine tiefe Grotte, ein altes Bild und eine braungefleckte Kuh betrachteten, rissen ihnen flinke Hände ein Kleidungsstück nach dem anderen vom Leib, zuerst das Hemd, die Hosen, dann auch Unterhemd und Unterhosen, bis das junge Paar zur Ergötzung der Festrunde nackt dastand und sich ratlos anschaute.

Flink sprang der Junge mit einem grossen Spiegel heran und hielt ihn den nackten Touristen vor die Nase. Mit komischem Erschrecken blickten die beiden in ihr eigenes Angesicht, höchst erstaunt, etwas ihnen völlig Fremdes zu erblicken.

Die komische Pantomime fand so grossen Anklang, dass die Theatergruppe sich gezwungen sah, ihr Spiel zu wiederholen, nur dass diesmal auch einige aus der Festrunde sich an der Plünderung und am Striptease der Touristen beteiligten. Das Spiel begann bald so wild zu werden, dass sich die Theatergruppe fluchtartig zurückzog.

Als die Festrunde immer lauter wurde und die Erzählungen immer stockender von der Zunge gingen, verliess Madeleine die halb abgeräumte Festtafel und ging zu den Frauen in der Küche, die sich dort an den Resten ergötzen.

Madeleine setzte sich zu ihnen und begann, von den Frauen aufgefordert, über ihre Erlebnisse zu erzählen. Sie erzählte ihnen von ihrer heimatlichen Gemeinschaft und erwähnte, dass dort die Frauen seit langem ebensoviel zu sagen hätten wie die Männer. Zuerst erntete sie damit nur ungläubiges Erstaunen. Während sie sich ein Hühnerbein in den Mund schob, meinte eine der Frauen:

„Bankgeschäfte waren immer schon Männersache. Was sollen wir uns da grosse einmischen.“

Einige Frauen nickten ihr zustimmend zu, wogegen andere über die Herrschaft der Männer zu schimpfen begannen und von Madeleine genaueres über die Verhältnisse in ihrer Heimat wissen wollten. Madeleine plädierte feuerig für die Gleichberechtigung der Frau, erntete jedoch erst dann erste Zustimmung, als sie durch einige Judogriffe bewies, dass bei entsprechender Übung und Geschicklichkeit auch der stärkste Mann aufs Kreuz gelegt werden kann. Die Diskussion wogte, von Madeleine geschickt geschürt, immer höher und die ersten Überlegungen wurden angestellt, wie die Frauen ihre Lage verbessern könnten. Ohne dass einer der draussen feuchtfröhlich feiernden Männer es je erfuhr, wurde in der Küche eine Bewegung eingeleitet, die Monate später die Männer völlig überraschen sollte.

Der nächste Tag brachte warmes, sonniges Wetter und Madeleine war erleichtert, als Silvan beschloss, das günstige Wetter zur Weiterreise zu nutzen. Trotz des schönen Wetters waren Silvan und Andreas recht wortkarg, von der gestrigen Siegesfeier mitgenommen. Die Feier hatte sich bis tief in den Morgen hingezogen und viele der Männer waren nach einem euphorischen Höhepunkt abgeschlafft und stockbetrunken eingeschlafen.

Eine gewisse Belebung der Feier hatte sich erst wieder ergeben, als die Meldung eintraf, dass einige der Gefangenen geflohen seien. Unter lautem Gebrüll stürmten die noch aktiv Gebliebenen in der Gegend herum, um, je mit einer vollen Flasche bewehrt, den Geflohenen nachzustellen, selbstverständlich ohne Erfolg. Unter den Geflohenen befand sich auch Denis Ravonal, der einen an Silvan adressierten Brief zurückgelassen hatte. Der Text war kurz und bündig: „Empfehle mich. Sehen uns sicher später. Denis.“ Silvan nahm die im Wort „sicher“ enthaltene leise Drohung zur Kenntnis und versteckte die neu erworbenen Dokumente besonders sorgfältig.

Die drei Reisenden verabschiedeten sich nach dem Frühstück vom Mann mit der goldenen Maske, der trotz seiner Dankbarkeit erleichtert war, einen möglichen Konkurrenten wegweisen zu sehen. Er befahl zweien seiner Männer, die drei Reisenden bis zur Stadtgrenze zu begleiten, sowohl um sie zu schützen, wie auch um ganz sicher zu gehen, dass Silvan nicht von einer der nördlichen Banken engagiert würde.

Silvan und der Mann in der goldenen Maske versicherten sich nochmals wortreich ihre gegenseitige Freundschaft und so zog sich der Abschied hin. Da Silvan nochmals in die Bank zurückging, setzten sich Madeleine und Andreas vor dem Haupteingang auf die Stufen. Madeleine fragte Andreas spöttisch, ob er das gestrige Männerfest gut überstanden habe. Andreas winkte verlegen ab, scharrte mit den Schuhen einige Glasscherben von den Stufen und schwieg. Die Scherben blitzten in der Sonne und er erinnerte sich wieder an jene Geschichte, die er gestern vernommen hatte.

Andreas war im Verlauf des Saufgelages neben einen älteren, schwarzgelockten Mann zu sitzen gekommen, der ihm immer wieder von neuem zugestrotzt hatte. Als Andreas wieder einmal in die Richtung der im Kerzenlicht glänzenden goldenen Maske geblickt hatte, war der Mann nähergerückt und hatte ihm zugehaucht:

„Ja, junger Mann. Niemand kennt das wahre Gesicht des Mannes mit der goldenen Maske.“

„Höre gut zu“, hatte er gesagt und dazwischen immer wieder Wein in sich hineingeschüttet: „Ich kann dir eine Geschichte erzählen.“

Einmal gebaren in einer der engen Gassen unserer Stadt zwei junge Frauen beide zur selben Zeit je einen Knaben. Da beide Kinder dieselben blauen Augen und blonde Haare hatten, entstand bald das Gerücht, dass beide denselben Vater hätten. Doch genaues wusste niemand. Wie auch immer, beide Knaben wuchsen fast wie zwei Brüder auf. Sie waren immer zusammen und untrennbare Spielgefährten. Manch einer glaubte Zwillinge vor sich zu haben, wenn er die beiden auf der Gasse spielen sah, Himmel und Hölle, Bankgeheimnis und all die anderen Spiele, die Kinder gerne spielen.

So sehr die beiden Knaben sich äusserlich glichen, so unterschiedlich war jedoch ihr Charakter, wie sich immer mehr zeigte. Der eine war wild, ungestüm und unbarmherzig. Der andere dagegen war sanft, ruhig und freundlich. Während der erste mit Freude Katzen an ihren Schwänzen festband, alten Leuten ihr Gebiss versteckte oder kleine Mädchen mit Fröschen erschreckte, pflegte der andere verletzte Vögel, half alten Leuten beim Ausfüllen der Steuerformulare und war zu kleinen Mädchen nett und höflich. So wuchsen beide gemeinsam auf: was der eine anrichtete, wurde durch den anderen wieder gut gemacht.

Auch als sie älter geworden und zu stattlichen jungen Burschen herangewachsen waren, blieben sie zusammen, obwohl die Unterschiede im Gebaren zwischen ihnen immer deutlicher hervortraten. Der eine Bursche war bald als ständiger Raufbold, Spieler und Charmeur bekannt und berüchtigt, der sich mit brutaler Kraft und stillen Intrigen zugleich vorwärtsschob. Der andere hingegen blieb ruhig und freundlich, ein Vorbild für alle und erholsamer Anblick in einer unruhigen Welt von Banken.

Beide machten rasch Karriere und stiegen in der Bärenbank Stufe um Stufe höher, vor allem auch dank der intelligenten Brutalität des einen. Wo er seine Konkurrenten gezielt vernichtete, stand der andere den Witwen tröstend und hilfreich zur Seite. Nach kurzer Zeit waren sie unbestrittene Herrscher der Bank, der eine gefürchtet, der andere geliebt und geschätzt. Eine Zeitlang ging alles gut. Doch es kam, wie es kommen musste:

Beide verliebten sich in dasselbe Mädchen und bedrängten es von beiden Seiten. Der eine mit aggressivem Charme und der andere mit feiner Freundlichkeit. Da sich das Mädchen nicht zu entscheiden wusste, vertröstete es beide und arrangierte es so, dass es immer nur einen der beiden zur gleichen Zeit traf.

Eines Abends beim Eindunkeln jedoch ergab es sich, dass beide oben auf dem Dach der Bank zur gleichen Zeit dem Mädchen begegneten und jeder erkannte zu seinem Erschrecken des anderen Liebe. Zum ersten Mal in ihrem Leben beschimpften sie sich und ehe sich das Mädchen versah, waren beide in eine heftige Keilerei verwickelt. Sie liessen auch nicht davon ab, als es dunkler und dunkler wurde und keiner mehr sah, wo er hintrat. Erschreckt sah das Mädchen, wie sich die zwei ringenden Schatten immer näher dem Dachrand zu bewegten.

Einer der Schatten stiess zu und der andere flog lautlos vom Dach, um tief unten auf der Strasse aufzuprallen. Bevor sich das Mädchen von ihrem Schrecken erholt hatte, war auch der zweite Schatten verschwunden.

Niemand hat je herausbekommen, wer eigentlich vom Dach gefallen ist. War der Wilde, Brutale gestorben oder der Sanfte, Freundliche? Niemand weiss es, denn die Leiche auf der Strasse war zur Unkenntlichkeit zerschmettert und als der andere nach Wochen wieder auftauchte, war sein Gesicht mit einer goldenen Maske verdeckt.“

„Hat man den noch Lebenden nicht an seinem Charakter erkannt?“ wollte Andreas wissen.

Darauf hatte sich der Mann einen besonders grossen Schluck eingeschenkt und gelacht:

„Eben nicht, denn der Mann mit der goldenen Maske zeigte das Verhalten beider Burschen zugleich: Einmal war er brutal, dann wieder freundlich, zum Teil war er unbarmherzig, zum Teil hilfreich. So weiss niemand, ob der Unbarmherzige durch den Tod seines Freundes reuig geworden ist oder ob sich der Freundliche verhärtet hat.“

Andreas hatte nicht recht gewusst, ob man ihm Wahrheit oder nur irgendeine erfundene Geschichte aufgetischt hatte. Sein Nachbar hatte auf alle seine Nachfragen geschwiegen und sich wieder dem Wein gewidmet.

Er erzählte Madeleine die Geschichte und gemeinsam rätselten sie über das wahre Gesicht des Manns in der goldenen Maske, bis Silvan kam, um sie zur Weiterreise anzuhalten.

Von zwei in die üblichen dunkelblauen Anzüge gestopften Männern begleitet, überquerten die drei Reisenden den Platz vor der Bärenbank. Andreas bückte sich und nahm eine der vielen herumliegenden Plastikkugeln auf, bevor sie in eine breite Gasse einschwenkten. Ihre Begleiter nahmen ihre Pflicht offensichtlich ernst und trugen ihre Gewehre wie Banner stolz vor sich her, im vergeblichen Versuch, dazu auch noch den Gleichschritt zu bewahren. Madeleine grinste den beiden zu und brachte sie dadurch vollständig aus dem Tritt, dass sie eine falsche Melodie im Gegentakt ihrer Schritte pfiiff.

Sie kamen an mehreren geflickten, mehrstöckigen Gebäuden vorbei, deren Untergeschosse halb mit Holzbrettern vernagelt waren. Aus verschiedenen Löchern blickten ihnen misstrauische Gesichter entgegen, die sich beim Anblick der zwei Bewaffneten rasch zurückzogen. Danach kamen sie durch eine verlassene, schmutzige Strasse, die von mageren, struppigen Hunden beherrscht schien. An einer Ecke sahen sie einige in weite Tücher eingemummte Frauen und Männer lustlos vor einer Kneipe stehen. Sie gafften die ihnen entgegenkommenden Reisenden neugierig an, bis einer der Dunkelblauen demonstrativ sein Gewehr schulterte. Ohne eine Miene zu verziehen, verschwanden die Frauen und Männer darauf gemächlich in die Kneipe, von wo das Klimpern von Münzen und das Plätschern des Wasser-Billards zu hören war.

Nachdem sie einen kleinen, dunkelbraun aufgeschwollenen Fluss überquert hatten, führten ihre Begleiter sie durch einen Stadtteil, in dem alte Gebäudereste und neuerstellte Holzhütten in bunter, wenn auch armseliger Weise durcheinander gewürfelt waren. Sie folgten einer schnurgerade angelegten breiten Strasse, in die von beiden Seiten kleine Gärten hineinragten. Es herrschte reges Leben. An einer Stelle waren Kinder damit beschäftigt, die tiefbraune Frühlingserde mit Hacken aufzulockern. Daneben zupfte ein kleines Kind vergnügt an einem sich windenden Regenwurm. Weiter vorn nagelten zwei Männer altgraue Bretter zu grossen Kisten zusammen, ohne sich um eine dicke Truthenne zu kümmern, die sich schläfrig auf einer schon fertiggestellten Kiste vor der Sonne bescheinen liess. An einer anderen Stelle rissen Männer und Frauen mit vereinten Kräften eine alte Brandmauer nieder, um die gewonnenen Mauersteine und Betonblöcke sorgfältig aufzuschichten. Nicht weit davon unterrichtete eine junge Frau eine kleine, vergnügte Gruppe von Knaben und Mädchen in der Handfertigkeit des Strickens. Daneben war ein Webstuhl aufgestellt, auf dem zwei Hühner den Reisenden erstaunt entgegengackerten.

Die zwei bewaffneten Männer machten mürrische Gesichter und einige im Garten arbeitende Frauen kehrten ihnen demonstrativ den Rücken zu, um mit verstärkter Wut die Erde umzuhacken. Auch die anderen Stadtbewohner wichen ihnen aus. Nur ein kleiner, ungewaschener Junge liess sich nicht stören und schoss einem der Dunkelblauen schnell eine harte Erbse an den Kopf. Der Mann blickte sich wütend um, nur durch einen Wink Silvans daran gehindert, dem Jungen eine Kugel nachzujagen. Die drei Reisenden und ihre Begleiter schritten rasch weiter, von wütenden Blicken verfolgt.

Es war als ob sich die Stadtbewohner verschworen hätten, jedenfalls begegnete ihnen auf dem Weiterweg kein Mensch mehr, Strasse und Gärten waren wie leergefegt. Madeleine und Andreas spürten die ungemütliche Gewissheit, dass man ihnen gezielt auswich und ihren Weg heimlich verfolgte. Die beiden waren froh, als sie die Stadtmauer erreichten. Sie war ebenso hoch wie an der Seite, an der sie die Stadt betreten hatten. Doch waren grosse Teile der Mauer zerfallen und von frühlinggrünen Gebüsch besetzt. Davor lag ein halbvergessener Friedhof, in dem schiefe Holzkreuze und mehrfach benutzte Marmorsteine an frühere Generationen erinnern sollten. Ihre zwei Begleiter stiessen einige der Holzkreuze um, zeigten ihnen mit ungefähren Handbewegungen den Weiterweg und empfahlen sich, offensichtlich bestrebt, die nächstliegende Kneipe anzusteuern.

Die drei Reisenden liessen die zerbröckelnde Stadtmauer endgültig hinter sich.